

2. JAHRGANG, NOVEMBER 2020



2X JÄHRLICH IN OPEN ACCESS

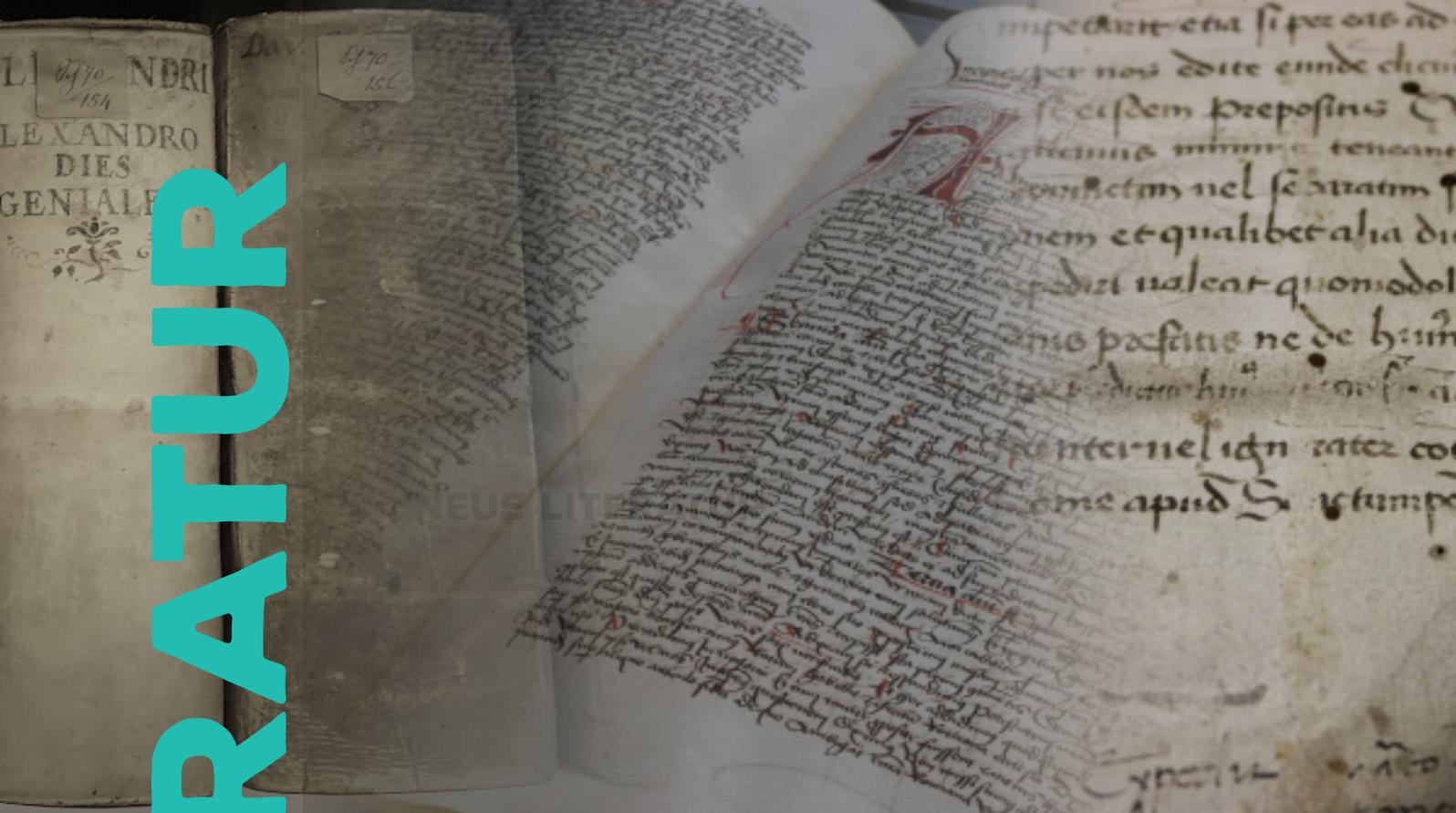
ZEITARBEIT

Aus- und Weiterbildungszeitschrift für die Geschichtswissenschaften



2/2020

SPIEGEL: Herr Professor, vor zwei Wochen schien die Welt noch in Ordnung ...
ADORNO: Mir nicht.



Carl-Ludwig Thiele, Deutsche Bundesbank (Hg.), Das Gold der Deutschen, München: Hirmer, 2018. ISBN 978-3-7774-3074-4. 160 S., 148 Abb.

Vor rund acht Jahren startete die so genannte Transparenzoffensive der Deutschen Bundesbank. Das erklärte Ziel ist es, das Vertrauen der Bevölkerung in die Deutsche Bundesbank, bzw. vielmehr in das deutsche Währungssystem und die Währungsreserven – teilweise in Form von Gold – zu erhöhen. Im Zuge dieses Anliegens ist 2018 im Hirmer Verlag ein großformatiger Bild-

band mit dem offensiven Titel *Das Gold der Deutschen* erschienen. Von dem ehemaligen Vorstandsmitglied Carl-Ludwig Thiele für die Deutsche Bundesbank herausgegeben, werden einige grundlegende Fragen thematisiert. Wie sind die deutschen Goldreserven eigentlich entstanden und warum sind sie so verstreut? Welche Funktionen hatten sie früher und welche haben sie heute? Nach einer kurzen Einführung von Thiele, in der er die Maßnahmen der Transparenzoffensive und die einzelnen Lagerstellen – Frankfurt, Paris, London, New York – sowie die Verlagerung bedeutender Goldbestände zurück ins Inland erläutert, ist der Band in drei Kapitel gegliedert: Der Leiter der Numismatik und Geldgeschichte der Deutschen Bundesbank Hendrik Mäkeler erläutert die Funktion von *Gold als Zahlungsmittel* und bietet damit einen angenehm lesbaren historischen Überblick. Wolfgang Schulte vom Goldkompetenzzentrum der Bundesbank bespricht wiederum die Funktion von *Gold als Reserve* und erklärt unter anderem das Bretton-Woods-Währungssystem sowie die anschließenden europäischen Währungssysteme – auch verständlich für weniger wirtschaftlich versierte Leser*innen. Gemeinsam mit

Roland Zils vom Nationalen Analysezentrum für Falschgeld und beschädigtes Geld wird im letzten Kapitel *Gold als Metall* vorgestellt und damit sowohl mögliche Echtheitsprüfungen als auch Lagerstellenkonzepte erläutert. Ergänzt werden die Artikel mit einer schönen Fotostrecke, die die einzelnen Goldlagerstellen sowie die vielgestaltigen Goldbarren der Bundesbank zeigt.

Die Deutsche Bundesbank gibt mit diesem Buch somit erstmalig Auskunft über ihren Goldbesitz und ermöglicht interessante Einblicke von der Entstehung der Goldreserven bis hin zur Gewinnung von Gold als Rohstoff. Dies gelingt nicht nur auf gut zu lesende,

informative Weise, sondern auch durch aufwendige Illustrationen – eine gelungene Werbemaßnahme. Es handelt sich um ein Buch, das man gemütlich lesen, aber auch dank der vielen Zwischenüberschriften bilderschauend überfliegen kann.

Übrigens: Passend zum Buch und ebenfalls als Teil der Transparenzoffensive wurde 2018 eine Sonderausstellung im Geldmuseum der Bundesbank in Frankfurt eröffnet. Interessierte Leser*innen, die die Ausstellung verpasst haben, haben die Möglichkeit, die sehr gelungene digitale Version zu besuchen (<https://www.bundesbank.de/static/dokumentation/vr/geldmuseum/index.html>). (KK)



Stephen Greenblatt, Die Erfindung der Intoleranz. Wie die Christen von Verfolgten zu Verfolgern wurden (Historische Geisteswissenschaften. Frankfurter Vorträge 11), Göttingen: Wallstein, 2019. ISBN 978-3-8353-3575-2. 144 S.

Es gehört zu den zentralen Fragen der Alten Geschichte, welche Veränderungen der Aufstieg des Christentums mit sich brachte. Hartmut Leppin, einer der

führenden Experten für das frühe Christentum, hat jüngst die schillernde Vielfalt der „Christentümer“ und die ebenso vielfältigen Auseinandersetzungen mit bestehenden Traditionen aufgezeigt (*Die frühen Christen*, München 2018). Derlei Komplexität ist dem anzuzeigenden Werk fremd; der amerikanische Literaturwissenschaftler Stephen Greenblatt, als führender Vertreter des *new historicism* zu Berühmtheit gelangt, vertritt eine simple, im Titel genannte These: Das Christentum habe die religiöse Intoleranz erfunden, sein Durchbruch sei deshalb zum Nachteil der Menschheit erfolgt. Greenblatt verbindet also seine Untersuchung eines historischen Prozesses mit Werturteilen, was in der Geschichtswissenschaft aus guten Gründen unüblich ist.

Das Buch ist in zehn Kapitel unterteilt, die Minucius Felix' Schrift *Octavius* (I), der heidnischen Religion im Imperium Romanum (II), den Juden (III), den Christenverfolgungen (IV), dem Mailänder Religionsedikt (V), dem Dogmatismus christlicher Theologen (VI), der Interpretation von Matthäus 13,37–43 (VII), John Locke (VIII) und der Rezeption von Lukrez' *De rerum natura* (IX–X) gewidmet sind. Das ist ein sehr weites Spektrum für 134 Seiten Text, die Verknüpfung zwischen den einzelnen Kapiteln fällt entsprechend lose aus. Es ist nun kein Geheimnis, dass die „mosaische Unterscheidung“ (Jan Assmann), die Grenzziehung zwischen wahr und falsch in der Religion, das Potenzial zur Intoleranz besitzt, und Aktivierungen dieses Potenzials sind in der Geschichte aller drei abrahamitischen Religionen zu beobachten. Die polytheistische römische Religion hingegen erkannte auch die Existenz anderer Götter als der selbst verehrten an. Dies ist auch außerhalb von althistorischen Fachkreisen bekannt, und es stößt bei der Lektüre des Buches unangenehm auf, dass Greenblatt den Eindruck vermittelt, seine Thesen zur Intoleranz des Christentums seien originell. Das sind sie

nicht, überraschend sind andere Aussagen und Aspekte des Buches.

Erstens zieht Greenblatt eine klare Trennlinie zwischen dem polytheistischen Römertum, dem Christentum und dem Judentum, das er nur als nicht-missionarischen und undogmatischen Gegenentwurf zur neuen Religion beschreibt, nicht aber als dessen Ausgangspunkt. Damit ignoriert er die vielen Gemengelagen und komplexen Identitätszuschreibungen, die in der jüngeren Forschung betont werden. Zweitens überraschen seine Ansichten zur Christenverfolgung: Greenblatt schließt nicht aus, dass die in heidnischen Kreisen kursierenden Geschichten über Kindsmord und Kannibalismus in christlichen Messen der Wahrheit entsprachen (70), und widerspricht damit ohne irgendwelche Argumente der einhelligen Forschungsmeinung. Ebenso für Stirnrunzeln sorgt seine Interpretation der römischen Christenverfolgungen als eines Kampfes für die Religionsfreiheit, die durch den neuen Glauben gefährdet war (81f.). Quellenbelege für diese steile These, die den römischen Autoritäten geradezu prophetische Gaben zuschreibt, führt er nicht an, es gibt auch keine.

Problematischer als solche Peinlichkeiten ist aber die Einseitigkeit der Darstellung. Greenblatt hat natürlich völlig recht, dass der Glaube an den einen, exklusiven Gott Intoleranz fördern kann, und in der zweitausendjährigen Geschichte des Christentums finden sich dafür zahlreiche Beispiele. Doch die Geschichte des Christentums zeigt eben auch, dass die transzendente Verankerung von Nächstenliebe das Potenzial zur Entwicklung von Toleranz besitzt, und dieser Aspekt fehlt bei Greenblatt völlig. Die Bedeutung des Christentums für die Entwicklung der allgemeinen Menschenrechte kommt bei ihm nicht vor, stattdessen sieht er den Materialismus des Lukrez als Wegbereiter der religiösen Toleranz, die in vielen Staaten der

Neuzeit herrscht(e). Dies ist eine groteske Überschätzung philosophischer Diskurse, und generell ist Greenblatt sehr weit von den Menschen entfernt. Seine Quellen sind Dichter, Philosophen und Theologen, er zitiert zahlreiche Denker von Vergil über Macrobius bis Augustinus und viele andere. Ungenannt bleiben Rechtstexte, archäologische Befunde und andere Quellen, die Auskunft liefern können, wer wann und warum verfolgt wurde. Und die antiken Texte, die er gelesen hat, benutzt er mit großer Naivität: Wenn Minucius Felix über eine Unterhaltung beim Spaziergang in Ostia berichtet, dann hat für Greenblatt dieser Spaziergang eben stattgefunden, die Fiktionalität vieler antiker Dialoge blendet er aus. Nur am Rande sei erwähnt, dass es für seine Zitierweise, antike Quellen mit einer Werkausgabe und Seitenzahlen anzugeben, bei studentischen Hausarbeiten Notenabzug gäbe.

Die Kriterien, die man an Werke der Geschichtswissenschaft anlegt – und Thema des Buches ist ein historischer Prozess! –, sind nicht erfüllt. Greenblatts Buch gehört vielmehr in den Bereich der „intentionalen Geschichte“ (Hans-Joachim Gehrke), der Konstruktion von Geschichtsmythen zur (impliziten) Legitimierung von aktuellen Zuständen und Forderungen. In vielen Büchern und Filmen – stellvertretend sei Henryk Sienkiewicz' *Quo vadis?* genannt – wurde die böse, mächtige, zynische und dekadente römische Gesellschaft den (noch) machtlosen, aber reinen und erhabenen Christen gegenübergestellt. Bei Greenblatt findet sich dasselbe Muster in der Umkehrung, hier wird mit dem Durchbruch des Christentums eine schöne Phase der Freiheit durch ein dunkles Zeitalter abgelöst. Historisch ist das eine so falsch wie das andere, und ob mit Schwarz-Weiß-Malerei der einen wie der anderen Art gesellschaftspolitisch etwas gewonnen ist, darf bezweifelt werden. (CM)



Philipp Robinson Rössner, Wirtschaftsgeschichte neu denken. Mit einer Darstellung der Ursprünge moderner ökonomischer Theorien, Stuttgart: Schäffer-Poeschel, 2017. ISBN 978-3-7919-3998-5. 321 S.

Diese wirklich kluge und tatsächlich „neugedachte“ Einführung in die Wirtschaftsgeschichte verdient deutlich mehr Aufmerksamkeit als ihr

bisher zuteil geworden ist. Der mittlerweile in Großbritannien lehrende Rössner, der in den letzten Jahren mit einer ganzen Reihe spannender, durchaus streitbarer Aufsätze hervorgetreten ist, legt hier einen Rundumschlag vor, der überzeugend historische Betrachtung und ökonomische Einsichten miteinander verbindet. Er vermittelt Fragestellungen, Methoden und Vorgehensweisen, erzählt aber auch im großen Bogen die Geschichte insbesondere der vormodernen europäischen Wirtschaft und den Beginn der ökonomischen Theoriebildung. Kritisch kann man anmerken, dass für ihn „Wirtschaft“ im Wesentlichen der Umgang mit Geld ist. Agrarwirtschaft und Zunft Handwerk kommen im Grunde erst dann vor, wenn ihre Produkte auf dem Markt ankommen. Aber das tut der

strukturgeschichtlichen Perspektive auf der anderen Seite auch ganz gut. Diese Sicht auf die europäische Wirtschaftsgeschichte ist ausgesprochen anregend und ganz anders, als man es in anderen Einführungen bisher zu lesen bekam – nicht so sehr inhaltlich, wohl aber in der Darbietung, die Entwicklungspfade und Alternativen aufzeigt, die Verbindungen und Effekte herausstreicht. Ausdrücklicher als bei anderen ist auch der Bezug zur aktuellen Forschung – und zu den Debatten, die sie mitunter zweit. Rössner bezieht regelmäßig Stellung – aber er tut das eben explizit und diskursiv, ganz anders als viele konventionelle ökonomiegeschichtliche Lehrbücher, die oft nur die eine eigene Wahrheit präsentieren und andere Lehrmeinungen bestenfalls in die Fußnoten verbannen. Das Buch hat keine modernen didaktischen Schnörkel, nur sparsame Schaubilder und Definitionsboxen, wenige Bilder, keine büffel-tauglichen Zusammenfassungen, Lernsätze oder Selbsttest-Fragen. Es besteht schlicht aus Text. Der aber ist gut und klar untergliedert und liest sich wie eine gut formulierte Vorlesung. Marginalien helfen, sich rasch zu orientieren. Kurz: Der Rezensent ist begeistert. (HK)



Otto Ulbricht, Missbrauch und andere Doku-Stories aus dem 17. und 18. Jahrhundert, Köln u.a.: Böhlau, 2019. ISBN 978-3-412-51367-2. 248 S., 9 Abb.

Einer der Grandseigneurs der deutschen Mikrogeschichte, die hier wie international sich stets besonders um die frühe Neuzeit gekümmert hat, hat ein ungewöhnliches

Lesebuch vorgelegt, das acht historische Epi-

soden in einer Form präsentiert, die zwischen Reportage und Erzählung changiert. Ulbricht nennt das „Doku-Stories“. Was das ist, wird in einer kurzen Einleitung dargelegt – oder eigentlich vielmehr: was das nicht ist. Vor allem nämlich grenzt Ulbricht sein Experiment gegenüber anderen Darstellungsformen ab, die bislang versucht haben, historisches Material auf die eine oder andere Weise literarisierend zum Sprechen zu bringen. Das greift länger in Ulbrichts Oeuvre und in die

durchaus kontrovers geführten Debatten um die Mikrogeschichtsschreibung zurück, als man aus dieser knappen Einleitung vermuten möchte. Manche Leser*innen werden vielleicht dankbar sein, dass diese Gefechte hier nicht noch einmal aufgemacht werden, sondern Ulbricht rasch zur Sache kommt. Andere hätten vielleicht doch noch einmal eine Reflexion aus dem zeitlichen Abstand heraus über die nicht mehr ganz so brodelnde Debatte interessiert. So kann man sich nur wundern, dass das Wort „Mikrogeschichte“ an keiner Stelle fällt – und vermuten, dass das sehr bewusst so ist.

In acht einzelnen „Stories“ ruft Ulbricht exemplarische Lebenswelten der frühen Neuzeit, genauer des späten 17. und des 18. Jahrhunderts, auf. Es geht um Hexerei, Erbschleicherei, sexuellen Missbrauch, Liebe, Korruption, Altersreichtum, Zwangsheirat und Ehrenmord – jeweils sehr gleichgewichtig auf je circa 30 Seiten, szenisch erzählt und einführend in die Situation. Das Besondere dabei ist, dass das

Buch beinahe vollständig auf Archivmaterial beruht, dieses Material aber nie ungefiltert zum Sprechen kommt. Ulbricht literalisiert konsequent, bis hin zu eindringlichen Dialogen, sie bleiben aber strikt auf der Ebene der Geschichte und überschreiten – so zumindest der eigene Anspruch – nie die Grenze zur Fiktion. Das ist irgendwie anregend und die „Stories“ sind fraglos packend erzählt, aber manchmal bedauert man schon, dass Ulbricht uns den originalen „Sound“ der Quellen vorenthält und man letztlich doch nie ganz genau weiß, wie viel seiner Texte Narration ist und wie viel der Originalquelle entstammt. Selbst wenn „eine Reihe von Dialogen ... direkt den Quellen entnommen“ worden ist (S. 8), wird doch nicht recht deutlich, welche es sind. In einem Anhang werden sämtliche dieser Quellen – wie gesagt: fast ausschließlich archivalische – getreulich angegeben; die wissenschaftliche Überprüfbarkeit ist also fraglos gewahrt. Aber man muss sich schon erst einmal auf das Experiment einlassen. (HK)



Gottfried Mehnert, Der Türk ist der Lutheranischen Glück... Die Reformation in Südosteuropa. Luther – der Papst – der Kaiser – der Sultan (Arbeiten zur Historischen und Systematischen Theologie 23), Münster u.a.: LIT, 2019. ISBN 978-3-643-13947-4. 342 S.

Mehnert beschreibt in seinem Buch das Aneinander-rücken zweier welthistorisch bedeutsamer Ereignisse bzw. der daraus

erwachsenen Entwicklung: die Wittenberger Reformation von 1517 und die osmanischen Eroberungen nördlich der Donau unter Süleiman dem Prächtigen seit 1520. Beide bezieht Mehnert immer wieder aufeinander und beleuchtet die Bedeutung der osmanischen Expansion für christliche Humanisten und Reformatoren, insbesondere in Südosteuropa. Das Buch hat keine im engeren Sinne analytische Fragestellung, sondern berichtet in den

ersten beiden Teilen weitestgehend Ereignisgeschichte, immer wieder unterbrochen von ausführlichen biographischen und Werkportraits. Der dritte Teil bietet dann ausgewählte Einzelanalysen zur Wahrnehmung der osmanischen Bedrohung und zur Einbindung in die theologisch fundierte Heilsgeschichte sowohl der Protestanten als auch der Katholiken. Mehnert arbeitet sich durch sehr viele Originalquellen, die er ausführlich zu Wort kommen lässt, aber geschickt in seine Darstellung einarbeitet und regelmäßig auch Übersetzungen bietet. Quellennähe kann man dieser Arbeit also wirklich nicht absprechen – und das ist auch der große Pluspunkt dieses Buches. Auf analytischer Seite und mit Blick auf den Forschungsstand, der nur hin und wieder bemüht und nie systematisch an-

gesprochen wird, darf man hingegen nicht zu viel erwarten. Das ist offenbar nicht Mehnerts Anspruch gewesen. Entsprechend wird dieser Band vor allem für jene interessant sein, die

sich in den Quellen orientieren wollen oder Material für eigene Studien suchen. Hier kann die vorliegende Darstellung ein hilfreicher Wegweiser sein. (HK)



Jens-Uwe Krause, Geschichte der Spätantike. Eine Einführung (Studium Geschichte 4761), Tübingen: Narr Francke Attempto, 2018. ISBN 978-3-8252-4761-4. 395 S., 5 Abb.

Bislang war die Geschichte der Spätantike ein unbeackertes Feld – zumindest, was die vor allem auf Studierende ausgerichtete Reihe *Studium*

unter dem Eindruck des „esplosione di tardoantico“⁵ in Hinblick auf die Beschäftigung mit vielfältigen Aspekten der Spätantike und den vielen neu vorgelegten Editionen spätantiker Quellen viel getan, so dass eine Gesamtschau der spätantiken Ereignis- sowie Gesellschafts-, Wirtschafts- und Religionsgeschichte als ein durchaus lohnenswertes Unterfangen erscheinen muss. Im Zuge dieser Entwicklung wurden auch nicht unproblematische Konzepte und Begrifflichkeiten wie „Dominat“, „Zwangsstaat“ und „Völkerwanderung“⁶ zur Diskussion und Disposition gestellt, die in älteren Gesamtdarstellungen teilweise noch unkritisch verwendet wurden. Gleichzeitig bietet sich eine neue Einführung zu einer Epoche an, die in den öffentlichen Diskursen über die antike Welt und den Kernlehrplänen chronisch unterrepräsentiert ist, obwohl sie mit den Christenverfolgungen, der schillernden Persönlichkeit Konstantins des Großen und seiner vieldiskutierten Religionspolitik bis zu den diversen Plünderungen Roms und der Etablierung germanischer Staatsgebilde auf einstmalig römischem Reichsboden zahlreiche Anknüpfungspunkte für die schulische und außerschulische Beschäftigung bereit hält.

Geschichte aus dem utb-Verlagsverbund angeht. Diese Lücke wird nun durch eine 2018 erschienene Publikation des Münchener Althistorikers Jens-Uwe Krause geschlossen. In der Nachfolge der beiden Bände zur Griechischen Geschichte¹ und Römischen Geschichte² liegt damit nun auch eine Einführung in die letzten Jahrhunderte antiker Geschichte vor. Eine auf das Zielpublikum der Reihe ausgerichtete frische Bestandsaufnahme dieser (nicht nur) auf Studierende oftmals komplex und unübersichtlich wirkenden Epoche ist in jedem Falle begrüßenswert. Zwar stehen dem Leser zur Erstinformation bereits hilfreiche Handbücher und Einführungen in die Thematik zur Verfügung – dabei sind vor allem die Werke von Alexander Demandt³ und Jochen Martin⁴ in den bekannten Reihen zu nennen. Jedoch hat sich in der althistorischen Forschung der letzten Jahre und Jahrzehnte

Der Inhalt der Einführung lässt sich grob in zwei große Abschnitte gliedern – einen er-

¹ Linda-Marie Günther, Griechische Antike, Tübingen ²2011 (= Studium Geschichte 2121).

² Ulrich Huttner, Römische Antike, Tübingen ²2013 (= Studium Geschichte 2122).

³ Alexander Demandt, Geschichte der Spätantike. Das Römische Reich von Diocletian bis Justinian 284–565 n. Chr., München ³2018 (= Beck's Historische Bibliothek).

⁴ Jochen Martin, Spätantike und Völkerwanderung, München ⁴2001 (= Oldenbourg-Grundriß der Geschichte 4).

⁵ Zur Begrifflichkeit: Andrea Giardina, Esplosione di tardoantico, in: Studi Storici 40/1 (1999), S. 157–180.

⁶ Zu der Begrifflichkeit und der damit verbundenen Problematik sei auf die jüngst erschienene Monografie von Mischa Meier verwiesen: Mischa Meier, Die Völkerwanderung. Europa, Asien und Afrika vom 3. bis zum 8. Jahrhundert n. Chr., München 2019 (= Historische Bibliothek der Gerda Henkel Stiftung).

eignisgeschichtlichen und chronologischen Abriss, der die ersten zwölf Kapitel umfasst, sowie die Kapitel 13–19, die auf struktureller Ebene den wichtigsten Entwicklungen und Veränderungen auf sozial-, wirtschafts- und religionsgeschichtlichem Gebiet nachspüren. Dergewählte zeitliche Rahmen der Gesamteinführung geht über die üblicherweise vertretenen „Epochenjahre“ und „Epochengrenzen“ hinaus. So gestaltet Krause das erste Kapitel gleichsam als Einleitung in die Epoche und detaillierte Schilderung des 3. Jahrhunderts und des oftmals axiomatisch damit verbundenen Begriffs der „Reichskrise“ – schließlich lassen sich viele zentrale Entwicklungen des spätantiken 4. Jahrhunderts nicht ohne das Wissen über diese „Vorgeschichte“ korrekt einordnen. Dem gleichen Ziel folgen auch das zweite und dritte Kapitel, in denen die Germanen und das Perserreich als die zentralen Akteure vorgestellt werden, mit denen Rom sich im Verlauf der Spätantike immer wieder kriegerisch und diplomatisch auseinandersetzen musste. Folglich endet der chronologische Überblick auch nicht mit dem Tod Iustinians (565), sondern schließt auch die Herrschaft der Kaiser Iustin II., Tiberius und Mauricius mit ein. Krause verbindet dies mit These, dass „Iustinian die Kräfte des oströmischen Reiches überschätzt hatte“ und seinen Nachfolgern eine nur schwer zu überwindende Hypothek hinterlassen habe (S. 211). Neben der durchweg sehr fundierten und dichten Gesamtdarstellung der Spätantike und ihrer charakteristischen Entwicklungen gewinnt das Werk durch die konsequente Einbindung neuerer Forschungsthese und Quellenfunde. Damit geht eine ebenso konsequente Einordnung teils veralteter und nicht mehr aufrechtzuhaltender Annahmen der älteren Forschung einher. Dies betrifft beispielsweise Aspekte wie die Revision der älteren Thesen von einer reichsweiten Wirtschaftskrise im 3. Jh. (S. 31–33) und Schwäche und Instabilität der Kinderkaiserregime im 4. und 5. Jahrhundert (S. 121f.). Ferner werden auch Begriffe

wie die „Reichsteilung“ (S. 121) und die „Curialenflucht“ (S. 260f.) kritisch eingeordnet. Krause legt folglich ein Werk vor, das zu gleichen Teilen Studierenden wie auch anderen Interessierten an der Spätantike im Sinne der Erstinformation von großem Nutzen sein wird. Dazu tragen auch die in den Text eingebauten zentralen Quellenstellen in deutscher Übersetzung bei, die einen überaus nützlichen Startpunkt für eine weitere Recherche darstellen können. Im Anhang finden sich zudem als Hilfsmittel ein chronologischer Überblick mit den wichtigsten Jahreszahlen und Ereignissen, ein übersichtlicher Kartenteil⁷ und eine Auswahlbibliografie, die die Standardwerke zu den einzelnen thematischen Aspekten umfasst. Im Sinne der Leserleitung wäre in Zukunft auch für die Reihe *Studium Geschichte* eine Signalisierung wichtiger Begrifflichkeiten als Stichpunkte am Rand, so wie es gegenwärtig schon bei anderen Reihen geschieht, sicherlich hilfreich. (CL)

⁷ Die meisten Kartenwerke sind dem Historischen Atlas des Neuen Pauly entnommen: Anna-Maria Wittke/Eckart Olshausen/Richard Szydłak, Der Neue Pauly. Historischer Atlas der Antiken Welt, Stuttgart 2012 (= Der Neue Pauly. Sonderausgabe 3).

Udo Schemmel
**Das System der
 Vertragsknechtschaft**
 Ein wirtschaftlich erfolgreiches transatlantisches
 Geschäftsmodell des 18. Jahrhunderts?



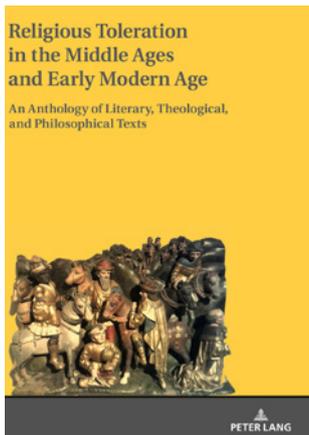
Social- und Wirtschaftsgeschichte
 LIT

Udo Schemmel, Das System der Vertragsknechtschaft. Ein wirtschaftlich erfolgreiches transatlantisches Geschäftsmodell des 18. Jahrhunderts (Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 10), Münster u.a.: LIT, 2020. ISBN 978-3-643-14608-6. 196 S.

Das System der *indentured servitude* bzw. *labor* hat nicht nur in der Migrationsforschung, sondern auch in der Wirtschafts- und Sozialgeschichte schon einige Auf-

merksamkeit erlangt. Es beschreibt die Abhängigkeit von Emigrant*innen in die Neue Welt von den Kaufleuten und Unternehmern, die ihre Überfahrt vorfinanziert hatten. Für eine gewisse, vertraglich geregelte Zeit waren die verschuldeten Neuankömmlinge, die *redemptioners*, so an ihre Transporteure gebunden, woraus im Einzelfall auch Folgeabhängigkeiten entstehen konnten. Eine Abwandlung dieses Modells war die *redemptioner servitude*, in der der *redemptioner* sich innerhalb einer festgelegten Zeit nach Ankunft in den Kolonien selbst einen Dienstherrn suchen und bei diesem seine Darlehensschuld nach selbst ausgehandelten Konditionen abarbeiten musste. Dieses System der Vertragsknechtschaft im Pennsylvania des 18. Jahrhunderts entfaltet Udo Schemmel auf der Basis breiter Auswertung von gedruckten Quellen und Literatur. Leider thematisiert der Autor an keiner Stelle das Verhältnis seiner neuen Studie zu dieser bereits vorliegenden, ja durchaus breiten Forschungslandschaft, etwa zu Sharon Salingers *To serve well and faithfully: Labor and Indentured Servants in Pennsylvania, 1682–1800* aus dem Jahr 2000. Wenigstens ein paar Sätze zum

Forschungsstand wären daher gut gewesen, um zu zeigen, warum es noch eine weitere Monografie brauchte – so wird die Einschätzung den Leser*innen überlassen. Ansonsten ist seine Arbeit klar systematisiert und offensichtlich synthetisierend angelegt. Hier und da sind individuelle Auswandererbiografien eingearbeitet, was einzelne Aspekte sehr anschaulich macht. Schemmel schreibt insgesamt sehr lakonisch in knappen Absätzen, manchmal geradezu spiegelstrichartig, was andererseits den fraglosen Vorteil mit sich bringt, dass man sich sehr rasch in diesem Buch orientieren kann. Forschungsdebatten werden kaum aufgegriffen, Literatur meist nur als Belege und Verweise genannt, aber nicht gewichtet oder diskutiert, alles im Wesentlichen also positivistisch zusammengestellt und umso gefährdeter, als bloßer Steinbruch verwendet. Auf genau so ein geradezu erwartetes auszugsweises Lesen scheinen auch die Redundanzen zu reagieren, die sich immer einmal wieder finden. Das Fazit stellt überzeugend fest, dass das Geschäftsmodell der *indentured servitude* „nicht grundsätzlich als profitable angesehen werden“ könne, zumal viele Kaufleute sich nur kurzfristig finanziell in diesem Segment engagierten (S. 170). Auch die Gründe dafür sind durchaus überzeugend – es hätte aber nicht das Buch gebraucht, um auf diesen Schluss zu kommen. Das ist schade. Ein stärkerer Bezug zur bisherigen Forschung – nicht nur deren unkommentierte Auflistung in den Anmerkungen – hätte den Wert dieser Arbeit sicher stärker markiert. (HK)



Albrecht Classen, Religious Toleration in the Middle Ages and Early Modern Times. An Anthology of Literary, Theological, and Philosophical Texts, Frankfurt a. M. u.a.: Peter Lang, 2020. ISBN 978-3-631-80134-5. 396 S.

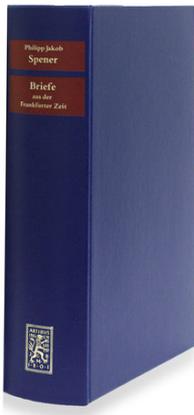
Die vorliegende Anthologie hat der Herausgeber, seit vielen Jahren Professor für „German Studies“ an der University of Arizona, als „textbook“ für

seine amerikanischen Studierenden konzipiert. Es versammelt daher vor allem literarische Texte – allerdings durchaus nicht nur solche, die dem deutschen Sprachraum entstammen. Zugleich ist dieser Fokus auf Literatur gegenüber Philosophie und politischer Theorie interessant, denn es thematisiert regelmäßig weniger das Problem als vielmehr die Lösung. Classen sammelt Textauszüge „in which toleration is more often the norm than not“ (S. 24). So kann die Sammlung durchaus ergänzend herangezogen werden zu anderen Anthologien wie Heinrich Schmidingers *Wege zur Toleranz: Geschichte einer europäischen Idee in Quellen* (2002), die typischerweise eher programmatische Texte zusammenstellen.

In der Aufmachung hat das Ganze etwas den Charakter eines Readers. Mal wird nach einer sehr knappen Einleitung direkt ein Quotenauszug in Übersetzung geboten, mal wird entlang am Text paraphrasiert und werden dann einzelne Langzitate eingeschoben. Das ist sicher ungewöhnlich, andererseits aber auch sehr handfest und pragmatisch. Hilfreich

wäre es gerade mit Blick auf diese pragmatische Nutzbarkeit gewesen, in der Einleitung die versammelten Textauszüge kurz anzusprechen und zum Beispiel zu Schwerpunkten zu gruppieren. So muss man im Grunde die gesamte Anthologie einmal querlesen, um eine Auswahl zu treffen, denn die Überschriften der einzelnen Auszüge sind auch nur bedingt aussagekräftig.

Eine interessante Idee ist der „introductory essay“, in dem anhand von Auszügen aus Reinfried von Braunschweig, Voltaires Kommentaren über die Hinrichtung des Jean Calas und der Bulle *Dignitatis Humanae* des Zweiten Vatikanischen Konzils von 1965 versucht wird, das „broad framework of the many historical and literary documents“ zu kartieren, die sich mit Toleranz (*tolerance*) und Duldung (*toleration*) befassen (S. 15). Allerdings besteht auch dieser Essay im Wesentlichen aus Langziten und stimmt daher eher impressionistisch auf die Anthologie ein, als dass er das Folgende vorstrukturieren würde. Didaktisch kann das ein ganz guter Kniff sein – aber man hätte sich auch ein bisschen systematische Rahmung gewünscht. Die fehlt leider weitestgehend. Die Sammlung der Texte selbst dagegen ist überzeugend, gerade für das Mittelalter, wo die Orientierung an literarischen Texten sehr stark ist, durchaus auch neu gegenüber anderen Anthologien und entsprechend hilfreich, wenn man Kurse zum Thema auf englischer Sprache anbieten möchte. (HK)



Philipp Jakob Spener, Briefe aus der Frankfurter Zeit 1666–1686. Band 7: 1684–1685, hg. von Udo Sträter und Johannes Wallmann, in Zusammenarbeit mit Klaus vom Orde, Tübingen: Mohr Siebeck, 2019. ISBN 978-3-16-159115-0. 716 S.

Nach erfolgter Promotion zum Doktor der Theologie an der Universität Straßburg und seiner noch am Tag der Prüfung erfolgten

Hochzeit mit einer Straßburger Ratsherrentochter schien das Leben des 30 Jahre alten lutherischen Predigers Philipp Jakob Spener auf eine geistliche Karriere in der elsässischen Metropole hinauszulaufen. Da ereilte ihn der überraschende Ruf auf das höchste Kirchenamt der Reichsstadt Frankfurt am Main, das er im Sommer 1666 hoffnungsvoll antrat. Diese Leitungsfunktion hatte Spener als auswärtiger Kompromisskandidat letztlich einer politischen Blockade zu verdanken, in der er den beteiligten Parteien als das geringste Übel erschien. Der Straßburger Theologe Spener hat die ihm unerwartet früh zugefallene Führungsposition genutzt, um das schläfrig gewordene protestantische Kirchenwesen der großen Messestadt am Main zu erneuern und lebendiger zu machen. Ihm ging es darum, das erstarrte Luthertum im Sinne einer kraftvoll in die Welt ausstrahlenden Volkskirche zu reformieren. Die mit barocker Gelehrsamkeit und altsprachlichen Zitaten überfrachteten Predigten sollten verständlicher und volksnäher werden. Durch gründliche katechetische Arbeit sollte das oft bruchstückhafte religiöse Wissen der Bevölkerung vertieft und der Glauben damit zu einem Teil des Alltages der stark auf materielle Werte ausgerichteten Frankfurter werden. Im Sinne einer, wie man wohl sagen könnte, „Kirche der zwei Geschwindigkeiten“ führte Spener mit den *collegia pietatis* die Idee der Basisgemeinde ein, als Gelegenheit für die besonders Interessierten, die über gemeinsame Bibelarbeit und Exegese tiefer in die Glaubensmaterien eindringen wollten. Seine in Frankfurt praktisch erprobten Reformideen ließ Spener in sein für den späteren Pietismus grundlegendes Werk einfließen, die 1675 ebenfalls in Frankfurt erschienenen *Pia Desideria*.

Trotz des Aufschwunges, den das kirchliche Leben Frankfurts in der Ära Speners nahm, entschloss sich dieser 1686 zum Wechsel nach Dresden, wo er die sehr einflussreiche Position eines Oberhofpredigers beim Kurfürsten Johann Georg III. annahm, ehe er schließlich 1691 nach Berlin wechselte. Der vorliegende Band der von der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig betreuten Edition der Spener-Briefe behandelt mit den Jahren 1684/85 die Spätzeit seines Wirkens in der Handelsmetropole am Main, vor dem Weggang nach Kursachsen. Aus dieser Zeitspanne sind 148 Briefe Speners überliefert, die hiermit für die heutige Forschung erschlossen werden. Der von vielen Zeitgenossen als theologische Autorität und Ratgeber in Lebensfragen angesehene Spener kam oft kaum damit nach, die vielen an ihn gerichteten Schreiben zu beantworten.

So beklagte er sich im Frühjahr 1684 gegenüber einem seiner zahlreichen Korrespondenzpartner,

einem Professor an der nürnbergischen Universität zu Altdorf, dass auf seinem Schreibtisch noch 200–300 Schreiben lagen, die er beantworten musste (S. 56). Daher kam er kaum noch zu seiner eigenen Forschung auf den Feldern der Theologie, der Geschichte oder der Heraldik. Tatsächlich wurde der Leiter des Frankfurter Kirchenwesens immer wieder um Ratschläge ersucht, wenn es um die Besetzung kirchlicher Stellen innerhalb und außerhalb des Heiligen Römischen Reiches ging. Besorgte Eltern aus Adel und Bürgertum baten ihn bei offenen Erziehungsfragen ebenfalls häufig um seinen Rat. Daneben musste er sich mit Disziplinärproblemen geistlicher Amtsbrüder beschäftigen, die sich dem Trunk ergaben oder ihren

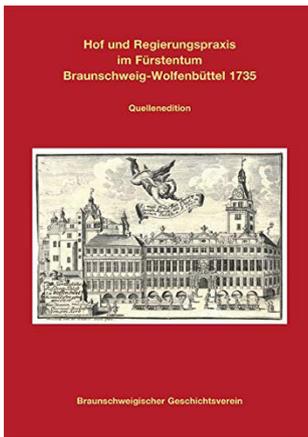
Die Briefe aus der Dresdner Zeit Speners liegen bereits vollständig ediert vor. Siehe hierfür auch www.edition-spenerbriefe.de.

Dienstplichten nur nachlässig nachkamen. Die Übergriffe Ludwigs XIV. von Frankreich auf das Reichsgebiet sowie der zunehmende Druck dieses Königs auf die in seiner Reichweite befindlichen Protestanten nach der Aufhebung des Ediktes von Nantes (1685) bereiteten dem aus dem Elsass stammenden Spener große Sorgen. Dazu kamen dann auch noch Misshelligkeiten mit Gemeindemitgliedern, die sich ganz von der aus ihrer Sicht verdorbenen Amtskirche abwandten, und Probleme mit seiner in der Frankfurter Zeit kräftig angewachsenen Familie. Die vielen Aufregungen führten bei Spener zu einem gesundheitlichen Zusammenbruch, so dass er einen Kuraufenthalt in Ems unternehmen musste. Angesichts der vielen Belastungen erschien ihm der Ruf nach Dresden als erhoffte Gelegenheit zu einem neuen Aufbruch. Die in dem Band edierten Briefe aus der Frankfurter Spätzeit Speners spiegeln also vor allem politische, kirchliche und persönliche Krisen-



erfahrungen wider. Daneben zeigt sich auch, in wie starkem Maß er als Autorität in theologischen oder in disziplinarrechtlichen Fragen angesehen wurde. Selbst weit über den genuin kirchlichen Bereich hinaus kam seiner Meinung große Geltung zu. Es ist erstaunlich, zu welchem breitem Spektrum an Anfragen sich der Frankfurter Prediger äußern sollte. So fragte ihn ein kirchenkritisch eingestellter Amtsbruder aus Franken zu dem aufseherregenden Fall eines „Wolfsmenschen“, der im Oktober 1685 in Neuses bei Ansbach erhängt worden war, nachdem er in der Markgrafschaft Ansbach einige Kinder gerissen hatte. Eine Stellungnahme zu dieser schrecklichen Geschichte war für den Kirchenmann in jedem Fall heikel. Nach Speners Auffassung könnte der Teufel einen Menschen keinesfalls in einen Wolf verwandeln, „aber das kann er wohl, einen menschen in seiner phantasie so zu verrücken, daß er sich, einen wolff zu seyn, einbilde, auch eusserlich eine solche gestalt bekomme, daß er entweder durch verblendung anderer oder gleichsam eine art einer einkleidung in wolffshaut (...) einem wolff ähnlich von anderen angesehen werde (S. 623).“ Mit dieser für ihn ganz charakteristischen „rationalen“ Erklärung des Phänomens folgte Spener seinem Straßburger Lehrmeister Johann Conrad Dannhauer, bei dem die überbordende barocke Gelehrsamkeit durchaus mit nüchternem Vernunftdenken im Einklang stehen konnte. Die Edition der Spener-Briefe eröffnet einen Einblick, wie dieses Straßburger Erbe schließlich in den entstehenden Pietismus hineingetragen wurde. (TN)

Philipp Jacob Spener, aus: Ludwig Bechstein (Hg.), Zweihundert deutsche Männer in Bildnissen und Lebensbeschreibungen, Leipzig 1854.



Hof und Regierungspraxis im Fürstentum Braunschweig-Wolfenbüttel 1735. Quellenedition, bearb. von Brage Bei der Wieden, Martin Fimpel u.a. (Quellen und Forschungen zur Braunschweigischen Landesgeschichte 54), Braunschweig: Appelhaus, 2020. ISBN 978-3-944939-39-1. 605 S.

Dieser stolze Band ist Ausfluss eines sehr eigenartigen Projekts. „Am Anfang des Projekts“, heißt es in der Einleitung, „stand die

Absicht, aus den Beständen des Wolfenbütteler Archivs eine relevante Forschungsfrage zur frühneuzeitlichen Geschichte zu bearbeiten.“ (S. 7) Anders als sonst stand also hier nicht die Frage, sondern ein strategisches Ziel am Projektbeginn. Das ist für Historiker*innen vielleicht ungewöhnlich, aber deswegen noch lange nicht abwegig. Gerade bei einem (Landes-)Archiv wie dem Wolfenbütteler liegt es geradezu nahe, ein aktives Interesse daran zu haben, dass die vielen großartige Bestände auch genutzt und bekannt gemacht werden – und zwar möglicherweise tatsächlich schon den Forschungsfragen vorgelagert, um deren Entwicklung überhaupt erst einmal zu befördern. Viele Texte schließlich werden erst einmal ohne großangelegte Forschungsfrage und in der Hoffnung ediert, diese Edition würden schon irgendwie von der Forschung aufgenommen und unter (teils dann sogar sehr unterschiedlichen) Fragestellungen genutzt. Warum also soll man das nicht auch mit Archivbeständen machen? Und warum nicht auch mit einem Querschnitt durch diese Bestände? Eine gute Idee also, die hier sehr konsequent umgesetzt wurde.

Ausgewählt wurde mit 1735 ein Stichjahr, in dem einerseits in kürzester Zeit drei Herzöge aufeinander folgten, das andererseits aber durchaus kein turbulentes, sondern ein – zumal gemessen an der Zeit seit der Jahrhundertwende – relativ durchschnittliches Jahr war, was den Herausgebern auch wichtig ist: Es sollte „keine extremen Bedingungen aufweisen, die einen späteren Vergleich schweren“

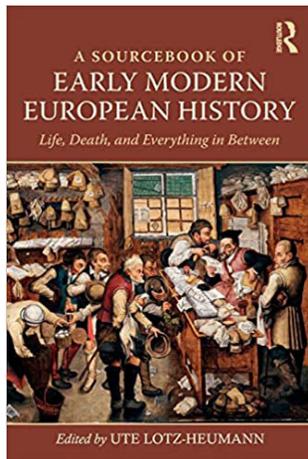
(ebd.), bot sich aber insofern an, als bei einem Herrscherwechsel immer auch „das Bestehende festgestellt und geprüft“ werde (S. 8). Und so ist die Wahl des Jahres 1735 ziemlich plausibel.

Innerhalb dieses Jahres durchschreitet die Auswahledition alle möglichen einschlägigen Gattungen höfischer Überlieferung: von Verordnungen, Gesetzen und Reskripten über Protokolle, Rechnungen, Inventare und Korrespondenzen bis hin zu Tagebüchern und Publizistik. Darin finden sich dann so unterschiedliche und spannende Quellen wie eine Speisefolge am Wolfenbütteler Hof, die Tauf- und Sterberegister der Schlosskirchengemeinde oder eine Denkschrift Herzog Ferdinand Albrechts II. über die Aufgaben eines Reichsfürsten.

Nicht nur die Einleitung in den Band, auch die zu den einzelnen Quellensektionen, sind denkbar knapp gehalten. Das ist ein bisschen schade. Hätte man hier etwas mehr Platz in quellenkundliche Ausführungen investiert, hätte man diesen schönen Band zum Beispiel hervorragend im universitären Lehrkontext nutzen können – auch jenseits der braunschweigischen Landesgeschichte. Denn die ausgewählten Texte repräsentieren ja tatsächlich ein Gutteil dessen, was man gemeinhin an höfischer Produktion aus dem 18. Jahrhundert erwarten würde. Landeshistoriker*innen dagegen würden sich vielleicht etwas mehr zu Überlieferung wünschen, um eigenständig jenseits der präsentierten Quellen tiefer einzutauchen. Hier hätten einige wenige Absätze sicher schon viel geholfen. In dieser Hinsicht also verspielt der Band leider etwas Potenzial. Wer aber nicht Mögliches, sondern das Vorliegende bewertet, kann nur sagen: Danke für diese Auswahledition. Sie ist gründlich gearbeitet und klug ausgewählt. An die merk-

würdige stellenweise Vermischung von zwei Anmerkungs-zählungen in einen Apparat muss man sich visuell etwas gewöhnen – aber sachlich setzt sie keine Hürden. Neben editorischen helfen so auch viele sachliche

Anmerkungen und teils eingefügte Zwischenüberschriften bei der Orientierung, nicht zuletzt auch die umfangreichen Register, die nicht nur Orte und Personen, sondern außerdem Sachbetreffende verzeichnen. (HK)



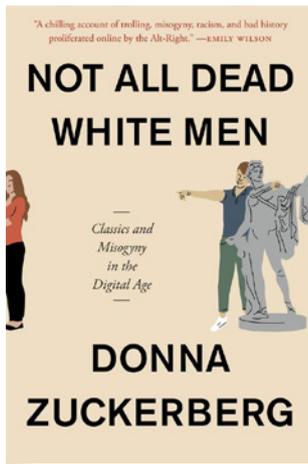
Ute Lotz-Heumann (Hg.), A Sourcebook of Early Modern European History. Life, Death, and Everything in Between, New York u.a.: Routledge, 2019. ISBN 978-0-8152-7353-7. 305 S.

Routledges *Sourcebooks* sind eigentlich immer verlässliche Helfer, wenn es darum geht, illustratives Material für die Erläuterung eines Themas, etwa im Rahmen einer Vorlesung, rasch

leugnen kann – ganz unpassend ist das zur Epoche aber natürlich auch nicht.

Die Form der einzelnen Beiträge variiert stark zwischen hauptsächlich Paraphrasen bis hin zu nur knapp kommentierten Quellenauszügen. Das ist eher ungewöhnlich, in anderen Bänden der Reihe sind Quellen und Kommentar deutlicher voneinander getrennt. Aber es funktioniert hier ziemlich gut. Vielleicht hätte das Layout über Kursiva oder ähnliche einfache Mittel eine deutlichere Trennung hergeben können – das wäre gerade bei den stark ineinander verwobenen Texten sicher hilfreich. Der Einsatzort der *Sourcebooks* ist die Hochschullehre – und dafür ist dieser Band ganz hervorragend geeignet, insbesondere für Vorlesungen. Für Seminare und ähnliche Veranstaltungen, in denen mehr Ruhe für die Lektüre von größeren Quellenauszügen zur Verfügung steht, werden die kleinen Essays in der Regel zu kurz sein. Aber dann kann man sich ja immer noch in die Ganzschrift werfen, auf die natürlich getreulich am Ende jedes Essays in moderner Edition verwiesen wird. Was soll man noch viel dazu sagen? Dieses Bändchen hat einen klaren Zweck und den erfüllt es. Auch erfahrene Frühneuzeitler*innen werden immer wieder neue kleine „O-Töne“ finden, die neue Blickwinkel zeigen. Kurz: dieses Lesebuch ist eine Freude. (HK)

bei der Hand zu haben. Dieser Anspruch wird auch im vorliegenden Band nicht enttäuscht. In 79 kurzen Quellen-Essays werden Lebenswelten, alltägliche und nicht so alltägliche Situationen, Herausforderungen und Lösungswege der frühen Neuzeit durchschritten – vom Bologneser Karneval und Nürnberger Kleiderordnungen über die Funktion von Pferden als Statussymbole oder die Hinrichtung eines homosexuellen Paares bis hin zu gelehrter Bibelexegese und der Frage nach dem sozialen Ort der Altersvorsorge. Als Autor*innen hat die Herausgeberin zahlreiche hochkarätige Wissenschaftler*innen gewinnen können, deren Forschungsschwerpunkte sich hier deutlich widerspiegeln. So entsteht auch ein deutlicher Schwerpunkt bei auf die eine oder andere Weise konfessionell geprägten Themen, den der Band schwerlich



Donna Zuckerberg, Not All Dead White Men. Classics and Misogyny in the Digital Age, Cambridge (MA): Harvard University Press, 2018. ISBN 978-0-674-975552. 270 S.

Mit dem Buch *Not All Dead White Men: Classics and Misogyny in the Digital Age* legt Donna Zuckerberg eine brandaktuelle Studie der Antikenrezeption vor, in der sie aufzeigt,

wie das rechtsnationale Sammelbecken der sogenannten „Red-Pill“-Bewegung antike Texte und Ideen für die eigene misogynen Propaganda im Netz instrumentalisiert. Das Grundkonzept der Monographie ist dabei alles andere als neu: Mittlerweile sollte die Anziehungskraft der griechisch-römischen Antike für rechtskonservative und nationalistische Kreise hinreichend bekannt sein. Nichtsdestotrotz gelingt es der im Silicon Valley ansässigen Althistorikerin auf zweierlei Weise neue Impulse zu setzen: Zum einen untersucht sie bisher wenig beleuchtete Plattformen der sozialen Medien, die sicherlich nicht allen Alttertumswissenschaftler*innen geläufig sind, aber an Popularität und gesellschaftlichem Einfluss zunehmen. Zum anderen ist der Antikenbezug bei spezifisch frauenfeindlichen Gruppierungen bisher kaum erforscht.

In Europa hat die in den USA beheimatete Strömung der „Red-Pill“ bisher nur wenig Aufmerksamkeit erfahren. Der Begriff meint dabei keine geschlossene Gruppe, sondern vielmehr einen lockeren Zusammenschluss von Personen, die einer maskulinistischen und rechtsextremen Ideologie anhängen. Ihre Programmatik wird zumeist im Rahmen von Online-Foren (z. B. Reddit) und Blogs propagiert, die mitunter bis zu mehreren hunderttausend User*innen verzeichnen. Die Foren und Blogs, die sich spezifisch auf misogynen Ideen stützen, werden kollektiv auch als „Manosphere“ bezeichnet; sie stehen im Fokus der Untersuchung Zuckerbergs. Das Selbstverständnis der „Red-Pill“-Community lässt sich gut an ihrem Namen ablesen:

„The Red-Pill“ spielt auf eine Szene des Films *The Matrix* (1999) an, in der Morpheus (Laurence Fishburne) Neo (Keanu Reeves) vor die Entscheidung stellt, entweder mit Hilfe einer roten Pille die grausame Wahrheit zu erfahren oder aber durch das Einnehmen einer blauen Pille im Zustand seliger Unwissenheit zu verweilen. Dementsprechend versteht sich die „Red-Pill“-Community als aufgeklärte und kritische Gruppierung, welche nur sich alleine in der Lage sieht, die amerikanische „liberal agenda“ zu hinterfragen.

Im ersten Kapitel *Arms and the Manosphere* stellt Zuckerberg einige Strömungen innerhalb der „Red-Pill“-Bewegung vor, die sich in ihren Grundüberzeugungen ähneln, aber unterschiedliche Absichten verfolgen können. So teilen beispielsweise die „Pick-Up-Artists“ und die Gruppierung „Men Going Their Own Way“ (MGTOW) ein extrem biologistisches und abwertendes Frauenbild. Doch während die „Pick-Up-Artists“ das Ziel verfolgen, möglichst viele Frauen durch psychologische und manipulative Tricks zu verführen, versuchen die Mitglieder der MGTOW sich vom weiblichen Geschlecht tunlichst fernzuhalten. Letztere werfen den „Pick-Up-Artists“ vor, Frauen durch eine starke Fixierung zu viel Macht zu geben, während diese die MGTOW wiederum als „sexuell frustrierte Versager“ bezeichnen. Auch die „Men’s Human Rights Movement“, deren Ziele die Stärkung von Vaterschaftsrechten und die Bekämpfung von Falschbeschuldigung bei Sexualstraftaten sind, gehört zur „Manosphere“. Trotz der zum Teil großen Differenzen innerhalb der Community, die sich fast ausschließlich aus weißen Männern zusammensetzt, eint die Strömung der Kampf gegen feministische Ideen. Denn nach Meinung der „Manosphere“-Mitglieder sind Feminismus und Gynozentrismus in der heutigen Gesellschaft allgegenwärtig und für den von ihnen heraufbeschworenen „Untergang der westlichen Zivilisation“ hauptverantwortlich.

Die Erläuterungen des ersten Kapitels, insbesondere in Verbindung mit dem Glossar auf S. 191–194, ermöglichen es, sich innerhalb der Welt der „Red-Pill“ zu orientieren und das spezifische Vokabular ihrer Anhänger zu verstehen. Auch wird hier bereits deutlich, warum diese Gruppierung ein solch großes Interesse an der Antike aufweist, denn Zuckerberg bietet zahlreiche Passagen antiker Autoren, die man heute eindeutig als misogyn bezeichnen würde (z. B. bei Hesiod oder Semonides). Der Bezug auf diese Schriften funktioniert dabei auf zwei Ebenen: Zum einen spielen antike Autoren in der europäischen Geistesgeschichte noch immer eine beträchtliche Rolle. Römische und griechische Denker genießen dementsprechend bis heute eine ungeheuer große Autorität, welche die „Red-Pill“ sich zunutze macht. Zum anderen meinen sich die Anhänger der Bewegung in vielen antiken Texten wiederzuerkennen und verstehen diese deshalb als Beleg dafür, dass „women from two thousand years ago and from very conservative cultures had the same vices that the women of today have“ (Peter Burns, zitiert auf S. 94). Somit sehen sie dort ihr biologistisches, binäres Geschlechtermodell von den „Großen der Geschichte“ bestätigt. Nach den einführenden Erläuterungen beginnt die Autorin mit der tieferen Analyse einzelner Fallbeispiele, anhand derer sie den Gebrauch bzw. Missbrauch antiker Texte durch die „Red-Pill“-Community aufzeigt. Kapitel zwei (*The Angriest Stoics*) befasst sich etwa mit der großen Popularität des Stoizismus innerhalb der „Manosphere“. Viele Blogs und Foren mit „Red-Pill“-Bezug weisen einen dezidierten Selbsthilfecharakter auf und empfehlen die Schriften Mark Aurels und Senecas als Grundlektüre für ein gutes Leben. Im Vordergrund steht hier laut Zuckerberg der Versuch, mit Hilfe stoischer Philosophie die eigenen Emotionen zu kontrollieren und sich so dem Vorwurf, „angry white men“ (S. 82) zu sein, zu entziehen. Das Studium stoischer Philosophie untermauert das Selbstverständnis der „Manosphere“-Anhänger, die sich gerne als rationale Denker stilisieren und sich so von Gesellschaftsgruppen abgrenzen wollen, die sie als irrational und

unreflektiert wahrnehmen. Hierzu zählen laut „Manosphere“-Ideologie vor allem Frauen und People of Color. Die Kontrolle der eigenen Emotionen wird in der „Red-Pill“-Community so zum Ausdruck moralischer Überlegenheit. Zuckerberg wird dabei nicht müde zu betonen, dass die „Red-Pill“-Autoren sich einem akademischen Zugang der Quellen und Sekundärliteratur verweigern. So stützen sie sich beispielsweise ausschließlich auf die späte Stoa und reißen Aussagen der antiken Philosophen aus dem Zusammenhang. Darüber hinaus verschweigen sie, dass die philosophische Strömung der Stoa in der Antike durchaus als frauenfreundlich galt und sich beispielsweise für die Bildung von Mädchen und Frauen einsetzte.

In Kapitel drei (*The Ovid Method*) stellt Zuckerberg heraus, welche große Popularität Ovid und seine *Ars amatoria* in den Foren und Blogs der „Pick-Up-Artists“ genießen. Die Verbindung zwischen dem Werk und der „Pick-Up“-Szene ist auf den ersten Blick evident: Beide befassen sich mit der „Kunst der Verführung“ und geben ihrem Publikum Ratschläge, wo und wie man am besten auf das andere Geschlecht trifft. Ovids Werk ist dabei mit diversen Passagen gespickt, die für Anhänger der „Red-Pill“ attraktiv erscheinen. Hierzu zählen insbesondere die Stellen, in denen der Autor Männer dazu auffordert, auch bei Abweisungen hartnäckig zu bleiben und sich dem weiblichen Geschlecht ohne Zustimmung körperlich zu nähern (z. B. *Ars* 1.664–668); oder die darauf verweisen, dass Frauen unter Alkoholeinfluss mit sexueller Belästigung rechnen müssten (z. B. *Ars* 3.765–768, zitiert auf S. 112f.). Auch hier weist die Autorin diverse Male darauf hin, dass die Anhänger der „Red-Pill“ ihre Verbindungen nur durch das Ignorieren moderner Forschungsansätze aufrechterhalten können: So sei die Intention des Autors und somit vor allem die Ersthaftigkeit seiner Ratschläge in der Forschung extrem umstritten (ohne hier jedoch die Problematiken des Textes im Allgemeinen in Abrede zu stellen). Zuckerberg kritisiert allerdings nicht nur den Ovid-Bezug der „Pick-Up-Artists“, sondern auch den Umgang mit Ovids Texten in der Forschung und

insbesondere in der schulischen und universitären Lehre. Hier würde die *Ars amatoria* häufig als spielerisch oder gar witzig dargestellt, obwohl einige Ratschläge heute als sexuelle Belästigung gelten müssen. Auch wenn es nicht zielführend sei, moderne Erwartungen an einen antiken Autor zu stellen, so sei es dennoch von fundamentaler Bedeutung, solche Passagen zu problematisieren. Dies gelte umso mehr für Ovids Metamorphosen, die häufig das Motiv der Vergewaltigung aufgreifen. Hier sei es nicht zulässig, allein auf die Ästhetik der Sprache einzugehen – auch der Inhalt des Werkes müsse besprochen und problematisiert werden.

Das letzte analytische Kapitel (*How to Save Western Civilization*) befasst sich unter anderem mit einem der beliebtesten Themen innerhalb der „Manosphere“: Falschbeschuldigungen bei Vergewaltigungen. Nach Auffassung der „Red-Pill“-Autoren sind es nicht Vergewaltigungen und sexuelle Belästigungen, gegen die gesellschaftlich und rechtlich stärker vorgegangen werden müsse. Vielmehr sollten Männer effektiver vor Falschbeschuldigungen geschützt werden, da diese eine existenzielle Bedrohung darstellen können. Der antike Mythos von Phaidra und Hippolytos dient ihnen dabei als Beleg dafür, dass Frauen seit der Antike zu falschen Vergewaltigungsvorwürfen neigen. Im restlichen Kapitel zeigt Zuckerberg auf, dass die Forderungen der „Red-Pill“-Community in Bezug auf Frauenrechte häufig Ähnlichkeiten zu der rechtlichen Stellung der Frau im klassischen Athen aufweisen: Dort konnten Frauen keine wirtschaftlichen und rechtlichen Entscheidungen ohne ihren *kyrios* (Vormund) treffen. Da Frauen aufgrund ihrer vermeintlich emotionalen Veranlagung weniger in der Lage seien rational zu denken, fordern viele Anhänger der „Manosphere“, dass sie wichtige Entscheidungen, wie beispielsweise die Berufswahl, auch heute nur mit Zustimmung ihres Vaters oder Ehemannes treffen dürfen sollten.

Zuckerbergs Buch stellt einen wichtigen Beitrag zur Erforschung der Antikenrezeption in rechtsextremen und insbesondere misogynen Kreisen im Netz dar. Sie macht deutlich, wie-

so die „Red-Pill“-Community sich zu vielen antiken Autoren hingezogen fühlt und welche methodischen Probleme sich bei dem Versuch ergeben, Traditionslinien von der Antike bis zur Moderne zu ziehen. Die analytischen Einzelkapitel des Buches hätten jedoch von einem stringenteren Aufbau profitiert. So springt die Autorin häufig zwischen althistorischer Analyse, Rezeptionsgeschichte und persönlicher Meinung, wodurch das Lesen und Nachvollziehen der Argumente erschwert wird. Folgt man der eingangs formulierten Maxime der Autorin, sich nicht darauf versteifen zu wollen, alle inhaltlichen Fehler der Antikenrezeption durch die „Red-Pill“-Bewegung aufdecken zu wollen, so überrascht es, dass genau diesem Aspekt ein großer Teil des Buches gewidmet ist. Diese Übung ist insofern wenig befriedigend, als dass man der „Red-Pill“-Community dann eigentlich vor allem vorwerfen müsste, die falschen Beispiele ausgewählt zu haben, denn frauenfeindliche Passagen findet man in den antiken Texten mit Leichtigkeit. Selbstverständlich ist es dennoch wichtig aufzuzeigen, dass die von der Rechten betriebene intentionale Geschichtsschreibung dem Anspruch des wissenschaftlichen Arbeitens nicht gerecht wird und der Autorin muss zugutegehalten werden, dass sie über diesen Schritt auch deutlich hinausgeht. Viele Fragen bleiben jedoch auch nach der Lektüre unbeantwortet oder werden gar nicht erst aufgeworfen. Die dringlichste dieser ist ohne Zweifel, warum einige frauenfeindliche Diskurse der Antike nach mehr als 2000 Jahren in fast unveränderter Form und mit immer wiederkehrenden Motiven Bestand haben.

Nichtsdestotrotz lohnt sich die Lektüre, insbesondere da das Buch aufzeigt, wie sehr der Missbrauch antiker Texte mittlerweile bis in die Tiefen der sozialen Netzwerke vorgedrungen ist. Da diese in den jüngeren Generationen immer relevanter werden, müssen Forscher*innen, aber auch Lehrer*innen neue Wege und Methoden finden, um mit diesen pseudowissenschaftlichen „Publikationsformen“ umzugehen. Hier liegt ganz klar eine Stärke des Buches, das auf das bisher un-

bekannte Ausmaß misogynen Antikenrezeption aufmerksam macht. Darüber hinaus wirft es wichtige Fragen auf, die sich alle Althistoriker*innen stellen sollten: Hierzu zählt vor allem der Umgang mit frauen-, aber z. B. auch fremdenfeindlichen Texten in der Lehre, insbesondere in Bezug auf die Auswahl von Übersetzungen (wie sinnvoll ist etwa die Verwendung euphemistischer Sprache bei Szenen sexueller Gewalt?).

Nützlich ist auch Zuckerbergs Appell an feministische Altertumswissenschaftler*in-

nen: Anstelle sich darauf zu versteifen, Frauen in der Antike mehr Handlungsspielräume einzuräumen, als sie in Wirklichkeit hatten (was in der feministischen Altertumswissenschaft ohne Zweifel vielfach passiert ist), sollten stattdessen Strukturen und Methoden der Unterdrückung einerseits und der Widerstand gegen diese andererseits erforscht werden: So kann ein feministischer Ansatz neue Denkanstöße für die althistorische Forschung bieten und einen Beitrag zu Fragen liefern, die heute aktueller sind denn je. (MM)



Christian Kiening, Poetik des Kalenders in der Zeit des frühen Buchdrucks. Studien und Texte, Zürich: Chronos, 2020. ISBN 978-3-0340-1574-5. 263 S.

Kalender gehörten zu den großen Bestsellern des frühen Buchdrucks, vielleicht sogar zu den „meistpublizierten Texten überhaupt“ (Klappentext). Die Bandbreite war dabei sowohl

mit Blick auf die Ausgestaltung als auch auf die konkrete Funktion enorm: vom Weiser durch das Kirchenjahr, über Bauernregeln und Zeitgeschichte bis hin zu Eingriffen in politische Debatten, vom sachlichen und moralisierenden Hinweis über Wissenschaft und Satire bis hin zur erotischen Dichtung. Durch diese bunte Vielfalt schlägt das kleine, gut lesbare und dennoch anspruchsvolle Taschenbuch des Zürcher Germanisten nun eine lesenswerte Schneise, exemplarisch erzählt und durch einschlägige Texte in modernen, anspruchsvollen Editionen begleitet.

In sechs Fallstudien werden Querschnitte durch die Überlieferung gezogen und ausgesprochen materialnah erzählt – nicht nur durch die immer wieder eingeschobenen, mit guten Farbabbildungen begleiteten Editionen von Kalendertexten, sondern auch durch den Verweis auf weitere Werke, die sich über ihre Nummer im *Gesamtkatalog der Wiegendrucke* (GW) leicht und mittlerweile in der Regel sogar als Digitalisat auffinden lassen. Daneben werden aber natürlich, wie es sich für die Übergangszeit der Jahrzehnte vor 1500 gehört, auch zahlreiche Handschriften besprochen. Zwei rahmende Kapitel bieten in breiten, aber gut informierten Zügen die Vorgeschichte und einen Ausblick auf das 16. Jahrhundert, als mit der neulateinischen, vom Humanismus geprägten Kalenderdichtung ein ganz neues Genre entstand. Das anregende Buch dürfte gerade Kenner*innen des ausgehenden Mittelalters noch manche neue Verknüpfung oder Perspektive auf bekannte Gegenstände eröffnen. (HK)



Christiane Bertram, Andrea Kolpatzik (Hg.), Sprachsensibler Geschichtsunterricht. Von der Theorie über die Empirie zur Pragmatik, Frankfurt a.M.: Wochenschau, 2019. ISBN 978-3-7344-0856-4. 187 S.

„Sprachsensibel“ ist Geschichtsunterricht dann, wenn er eingesteht, reflektiert und konsequent berücksichtigt, dass für den Erwerb gesellschaftlicher Grundbildung – hier also „historisches Lernen“ – auch der Erwerb gewisser sprachlicher Fähigkeiten notwendig ist. Das meint nicht einmal nur spezielles Vokabular oder eine Fachsprache im engeren Sinne, sondern oft viel breitere sprachliche Fähigkeiten, etwa im Falle der Geschichte besondere narrative und argumentative Kompetenzen. Die Kultusministerkonferenz hat die Sprachförderung im Fachunterricht (nicht nur im Fach Geschichte) schon Anfang der 2000er eingefordert und viele Länder haben das mittlerweile auch bereits umgesetzt. Was bisher erreicht worden ist und wie zukünftig im Fach Geschichte Sprachförderung nicht mehr nur Addendum, sondern selbstverständlicher, integraler Bestand des Unterrichts werden kann, ist Gegenstand des vorliegenden Buches.

Der schmale Sammelband dokumentiert in dreizehn knappen Beiträgen eine Tagung der AG „Empirische Geschichtsunterrichtsforschung“ der Konferenz für Geschichtsdidaktik (KGD) von 2016. Hier kann man sagen: In der Kürze liegt tatsächlich die Würze – zumindest in den meisten Fällen. Es ist wohlthuend, dass die Referate nicht unnötig aufgeblasen wurden. Stattdessen liefern sie einen repräsentativen Querschnitt durch eine Diskussion, die noch manches an Festlegung vor sich hat. Denn eigentlich hätte der Band vor Theorie, Empirie und Pragmatik auch die „Programmatisierung“ in den Titel mit aufnehmen können, auf deren Ebene sich viele Beiträge – nicht so sehr die dieses Bandes, wohl aber der Debatte insgesamt – sich leider immer noch bewegen. Die Beiträge gruppieren sich in vier Sektionen:

(1.) *Ziel des Geschichtsunterrichts: Ausbildung eines reflektierten Geschichtsbewusstseins.* Dass dieses Ziel wesentlich durch einen Wechsel von Rezeption bereits vorliegender, natürlich sprachlich verfasster Geschichtsdarstellungen und deren eigener Produktion („Narration“) geschieht, ist genauso banal wie folgenreich. Denn bei beiden Prozessen sind in hohem Maße sprachliche Kompetenzen gefordert, die bisher nur auf der einen Seite, der Narration und der damit verbundenen Konzepte, einigermaßen regelmäßig didaktisch reflektiert werden. Mit diesem Feld der schülerischen Eigenproduktion befasst sich Mirka Mainzer-Murrenhoff, die in ihrem Kurzbeitrag ein Forschungsprojekt, aber noch nicht dessen Ergebnisse vorstellt. Der Werkstattbericht wäre fruchtbarer für andere gewesen, wenn auch über Hürden und bisherige Schwierigkeiten reflektiert würde. So bleibt es im Wesentlichen beim Planerisch-Deskriptiven. Im zweiten Beitrag dieser Sektion versucht Michele Baricelli eine „diversitätssensible Annäherung“ an Sprache und interkulturelles Geschichtslernen anhand gleich mehrerer Beispiele und konkreter Aufgabenstellungen. Was an diesem Beitrag so überzeugt, ist die Grundidee, sprachsensibler Unterricht dürfe nicht von einer „blinden Tradition“ (S. 40) der Fach- und Hochsprache ausgehen und diese nun, gleich den Inhalten lediglich einzupauken suchen, sondern man müsse durch gezielte Übung das Artikulationsvermögen der Schüler*innen von einer sich stetig wandelnden Sprache ausgehend immer weiter schärfen und formen. Kurz: Sprachsensibilität ist in diesem Beitrag keine Einbahnstraße, sondern wird reziprok aufgefasst und diese Idee ziemlich praktisch umgesetzt. Ein Beispiel im Kasten auf der nächsten Seite.

(2.) *Material im Geschichtsunterricht: Sprache der Quellen und Darstellungen.* Benjamin Siegmund zeigt in seiner lehrreichen Detailanalyse anhand von ganz kurzen Schulbuchtexten,

KRITISCHE SINNBILDUNG: 500 JAHRE GHETTO

Beispiel für Aufgabenstellungen aus dem Beitrag von Michele Baricelli in Bertram/Kolpatzik 2019, S. 37. Zuvor sind die nötigen Basisinformationen zur Entstehung des Wortes im Venedig des 16. Jahrhunderts und zu seinen Wandlungen im 20. Jahrhundert gegeben worden (S. 35–37).



1. Erzählt die mögliche Geschichte des h im Wort „Ghetto“ nach. Markiert dabei die kulturell unterschiedlichen Parteien, die den Begriff schöpften oder beeinflussten.
2. Beschreibt, z.B. in einem Brief an einen Handelspartner außerhalb der Stadt, die Errichtung des Ghettos von Venedig 1516 aus der Sicht eines dort lebenden jüdischen Kaufmanns.
3. Findet, bevorzugt in eurer Wohnumgebung, Gebiete, die man heute, z.B. in den Medien, als „Ghetto“ bezeichnet. Erzählt die Geschichte dieser Quartiere und legt dabei Wert auf die Menschen, die hier zuziehen und auf gesellschaftliche Anerkennung hoffen.

welche – zum Teil auch unnötigen – Sprachhürden diese unterrichtlichen Alltagsmedien häufig mit sich bringen. Dabei geht es insbesondere um Schwierigkeiten mit konzeptioneller Schriftlichkeit und ihren komplexen Satzgefügen, die durchaus nicht nur Lernenden mit Deutsch als Zweitsprache Probleme bereitet. Der Beitrag lohnt sich sehr, weil er auch linguistisch nicht vorgebildeten Leser*innen ein Aufmerksamkeitsrepertoire an die Hand gibt, um eigene und fremde Texte kritisch auf solche Hürden zu durchleuchten. Er ist also im besten Sinne bewusstseinsbildend. Dazu fügt sich gut der zweite Beitrag dieser Sektion, in dem Olaf Hartung die „entlastende Funktion“ (S. 69) von Gattungswissen beschreibt. Denn es gestattet die Konzentration auf den kommunikativen Inhalt des Textes gegenüber der äußeren Form. Mit dem titelgebenden, etwas sperrigen Begriff der „performativen Gattungskompetenz“ wendet Hartung diese Funktion ins Aktive: Wer Gattungen als „Spielregeln der Interaktion zwischen Rezipienten, Produkten und Produzenten“ (S. 73)

ernst nimmt und das nicht nur rezeptiv, sondern auch produktiv einübt, etwa im Schreiben einschlägiger, gattungsbewusster Texte, entwickelt nicht nur ein vertieftes Formverständnis, sondern auch ein tieferes Verständnis von dieser Beziehungen der historischen Produzenten und Rezipienten zueinander. Das alles klingt sehr abstrakt und könnte man sicher manchmal auch handfester formulieren – aber es ist vor allem eines: überzeugend. Und es reagiert auf einen tatsächlich häufig unterkomplexen Umgang mit Gattungskompetenz im Geschichtsunterricht.

(3.) *Unterrichtskommunikation: Lehrer- und Schülersprache, Aufgabenstellung und Operatoren.* Hier werden zwei eher konzeptionelle und zwei empirische Beiträge in einer Sektion gruppiert. Sven Oleschkos bildungssoziologischer Beitrag hätte gut auch an den Anfang des Buches gestellt werden können, denn er bleibt über weite Strecken sehr im Grundsätzlichen. Sein Fokus auf den Operator „Beschreiben“, für den er auch auf empirisches Material zurückgreift, gibt aber Denkanstöße auch für die

praktische Arbeit. Sebastian Barsch lotet die Potenziale von Leichter Sprache und Content and Language Integrated Learning (CLIL) für einen inklusiven Geschichtsunterricht aus. Mit Blick auf die Förderung von Geschichtslernen durch Leichte Sprache ist noch viel zu fragen und zu erforschen, was auch Barsch zu Recht betont. Hoffentlich tut es nur bald auch mal jemand, denn die Fragen selbst diskutieren wir nun schon seit einigen Jahren und kommen immer wieder zu denselben Hürden. Barsch fasst sie gut zusammen. Ob CLIL ein erfolgssprechender neuer Ansatz sein könnte, wirft auch er mehr in den Raum als dass er es beantwortet. Aber dass auf dieses noch relativ junge Konzept einmal im Zusammenhang mit Geschichtslernen hingewiesen wird, ist erst einmal zu begrüßen. Marcel Mierwald und Nicola Brauch fragen nach der Ausprägung und den Fördermöglichkeiten historischer Argumentationsfähigkeit. Zugrunde liegen die Antworten einer Studie aus dem Bochumer Alfred-Krupp-Schülerlabor, in der sich 40 Oberstufenschüler*innen mit der Frage befasst haben, ob Gefühle – näherhin: Angst, Hass, Scham und Ehre – Gemeinschaften bilden und zerstören können. Die Ergebnisse sind momentan noch wenig überraschen. Da es sich aber um einen Werkstattbericht aus einem laufenden Promotionsprojekt (von wem, wird nicht gesagt, aber da Nicola Brauch Professorin in Bochum ist, wird es wohl Marcel Mierwald sein) handelt, kann sich das zukünftig ja noch ändern. Auch Annika Stork will schülerseitige Textproduktion untersuchen, diesmal aber nach der Perspektivensensibilität fragend. Auch dieser Beitrag ist eher ein Werkstattbericht und wirft daher erst einmal vor allem Fragen und Pläne auf.

(4.) *Beispiele für „sprachensible“ Lehr- und Unterrichtskonzepte.* Sehr konkret wird es in diesem letzten Teil des Bandes. Eine besondere Rolle spielt dabei die Lehrer*innenbildung in Studium und Seminar. In diesem letzten Teil können also Universitäre ebenso wie Lehrkräfte viel mitnehmen. Herausgeberin Andrea Kolpatzik steuert außerdem noch detaillierte

Ergebnisse einer videographierten Studie zur Werturteilskompetenz und deren sprachlicher Veräußerung im Geschichtsunterricht der Sekundarstufe II bei. Dabei geht es um eine Unterrichtseinheit zur NS-Propaganda, dessen suggestiver Charakter tatsächlich von den Lernenden weitestgehend nicht erkannt wurde (S. 167). Außerdem konnte Kolpatzik feststellen, dass die Muster der schülerischen Werturteilsbildung durchaus nicht den wissenschaftlichen Konzepten der Urteilsbildung entsprachen. Es zeigt sich, dass für die so zentrale Kategorie der Werturteile transparentere Aufgabenstellungen und eine stärkere methodisch-sprachliche Vorbereitung nötig sind. Gerahmt werden die vier Sektionen durch eine Einleitung der Herausgeber*innen sowie einen Ausblick auf *Forschungsd desiderata und Forschungsperspektiven* von Christiane Eckerth und Mario Resch, der zugleich die Abschlussdiskussion der Tagung zusammenfasst. Entgegen der Erwartungen, die das Genre „Abschlusskommentar“ aufwirft, herrscht hier gar nicht so viel Programmatik, sondern vielmehr Pragmatik und werden erfreulich konkrete Perspektiven aufgezeigt. Insgesamt bietet der Tagungsband einen lesenswerten Querschnitt durch die Debatte mit vielen praktischen Anregungen. Ob der Abdruck der Werkstattberichte immer wirklich hat sein müssen, kann man fragen – nicht der Qualität der Beiträge*innen oder Projekte wegen, sondern einfach, weil sie sich selbst überholen, andererseits die methodischen Ansätze oder die Fragestellungen auch nicht so ausgefallen sind, dass sie auch ohne Ergebnisse Inspiration für weitere Studien sein können. Aber die würzige Kürze mit der diese Berichte ausfallen, machen sie auch zu keinem Ballast und man freut sich auf die endgültigen Studien, denn viele stellen spannende Fragen. Jetzt freut man sich auf die Antworten. Und das gilt übrigens nicht nur für die Werkstattberichte, sondern auch für manch anderen Beitrag in diesem Buch. Hoffentlich regt dieser anregende Band wirklich an. Das Potenzial dafür hat er. (HK)



Dirk Werle, Erzählen vom Dreißigjährigen Krieg (Neue Perspektiven der Frühneuzeitforschung 4), Hannover: Wehrhahn, 2020. ISBN 978-3-86525-780-2. 55 S.

Das handliche, gut zu lesende Bändchen dokumentiert einen Göttinger Vortrag, den der Heidelberger Neugergermanist Dirk Werle im Jubiläumsjahr 2018 gehalten hat, als – wie er

selbst zu Beginn problematisiert – alle Welt auf einmal über den Dreißigjährigen Krieg sprach. Er thematisiert darin anhand mehrerer zeitgenössischer, teils aus den Nachkriegsjahrzehnten rückschauender Erzählungen und Daniel Kehlmanns *Tyll* (2017) die Muster des Erzählens über jenes katastrophale Fundamentaleignis, das Zentraleuropa dreißig Jahre lang in seinen Bann schlug. Dreißig Jahre lang – aber eben auch in Wellen. Denn natürlich schlugen sich nicht drei Jahrzehnte lang tagtäglich Landsknechte die Köpfe ein und zog alle paar Tage ein neuer Heerhaufen durchs Dorf. Aber er hätte es tun können. Allein die Potenzialität der ständigen Wiederkehr von Gewalt prägte die Jahrzehnte dieses Krieges. Und natürlich auch die Folgen, wenn die Soldaten tatsächlich wieder einmal kamen und endlich wieder abgezogen waren. Überhaupt ist der Dreißigjährige Krieg kein Krieg der großen Schlachten, sondern einer der alltäglichen Gewalt und des daran gelagerten Elends in kleinen Räumen, im Dorf, in der Stadt. Das zeigt auch Werle in seinem Literaturpanorama. Er zeigt außerdem überzeugend, wie das Erzählen vom Krieg immer

wieder auf traditionelle Topoi zurückgreift: auf Drastik der Beschreibung, wenn es um den Verlust von Körperteilen geht, auf die Bäche von Blut, auf den Unsagbarkeitstopp, dass alles so schrecklich ist, dass es sich nicht in Worte fassen ließe (und doch versucht man es). Das ist für ihn auch eine literaturgeschichtlich interessante Einsicht: „Wiederholungen tauchen [...] nicht zuletzt dort auf, wo die Literatur auf Probleme reagiert, die sich nicht ohne Weiteres lösen lassen, sondern nur immer wieder aufs Neue ‚besprochen‘ werden können, etwa auf die Schrecken des Krieges als Extrembereich menschlicher Erfahrung.“ (S. 42) Deshalb sind für ihn neben den Topoi auch die narrativen Strukturen bedeutsam, in denen von solchen Fundamentalerfahrungen berichtet wird. Auch hier sieht er Ähnlichkeiten, die durchaus über Epochengrenzen hinweg wirken können. Diese könne man aber nur angemessen erfassen, wenn man den anspruchsvollen Erzählstrukturen eines Moscherosch oder Grimmelshausen ein genauso anspruchsvolles Beschreibungsinstrumentarium entgegenhalte. Sonst drohen altbekannte Plattitüden wie die „bemerkenswerte Aktualität“ eines frühneuzeitlichen Textes, die für eine angemessene Analyse kaum Aussagewert entfalten. Diese Einsicht ist nicht im engeren Sinne neu, aber trotzdem schlicht richtig. Und Werle führt sie mit seinem Material klug und gut lesbar vor Augen. Eine lohnende Lektüre, nicht nur für Literaturinteressierte, sondern auch für Historiker*innen, die literarische Texte in ihre Arbeit miteinbeziehen. (HK)



Cornel Dora (Hg.), Geschichte machen. Handschriften erzählen Vergangenheit, Basel: Schwabe, 2019. ISBN 978-3-7965-4099-8. 95 S., 29. Abb.

Manchmal geht's auch ganz einfach. Dieses Bändchen in schlichter Klappbroschur ist ein sehr unaufwändiger und trotzdem unglaublich schöner Ausstellungskatalog, der die

Winteraustellung der St. Galler Stiftsbibliothek 2019/20 dokumentiert. Gezeigt wurden vor allem Werke der Stifts- und Weltchronistik, die zu den großen historiographischen Leistungen des Früh- und Hochmittelalters gehören, daneben Quellen, auf die die Chronisten im Kloster zurückgreifen konnten, etwa Urkunden, Heiligenlegenden, Sentenzensammlungen und Abschriften römischer Schriftsteller. Auch die wichtigen Bücherverzeichnisse des Klosters werden natürlich vorgestellt

– hier unter anderem mit einem spannenden Eintrag über eine Buchausleihe Kaiser Karls III. Der Katalog bleibt aber nicht bei der großen St. Galler Zeit stehen, sondern zeigt auch Exponate aus dem späteren Mittelalter, etwa die *Kurze Chronik* des Fürstbists Ulrich Rösch (1426–1491) oder die erste neuzeitliche Klostersgeschichte, die der Stiftsbibliothekar Jodokus Metzler Anfang des 17. Jahrhunderts anlegte. Ein Kapitel über *Städtische Geschichtsschreibung als alternative Geschichtsschreibung* zeigt, wie mit historischen Argumenten das Verhältnis zwischen Kloster und Stadt, zwischen Altgläubigen und Protestanten, ausgehandelt wurde. Die kurzen Kapitel besprechen die Exponate, die in hochwertigen Farbabbildungen gezeigt werden, gründlich und jargonfrei. Eine anregende Lektüre für Kopf und Augen. (HK)



Marie-Luise Hopf-Droste, Katalog ländlicher Anschreibebücher aus Nordwestdeutschland (Volkskunde 3), 2. Aufl., Münster u. a.: LIT, 2020. 978-3-886600-450-0. 176 S.

Anschreibebücher sind ausgesprochen spannende Quellen des Wirtschafts- und Alltagslebens im ländlichen Raum, die aus dem 18. bis frühen 20. Jahrhun-

dert in großer Zahl, oft noch in privaten Haushalten, überliefert sind. Als gemischte Handschriften enthalten sie nicht nur die namensgebenden Anschreibungen, also Ausstände von Zahlungen für Lieferungen und anderes, sondern oft auch Wetter- und Ernteeintragen, Viehbesamungen, Verzeichnungen über Anschaffungen, Arztbesuche oder sogar Autobiografisches und Familiennachrichten. Die Volkskundliche Kommission für Westfalen hat solche Bücher schon

lange für ihr Archiv ebenso gesammelt wie die Freilichtmuseen in Cloppenburg und Detmold. Mitte der 1980er Jahre sind sie im Rahmen eines Drittmittelprojekts verzeichnet und viele von ihnen qualitativ erforscht worden. Das in diesem Rahmen entstandene und 1989 zum ersten Mal erschienene Verzeichnis war lange vergriffen und liegt nun in Neuauflage vor. Dabei handelt es sich um einen einfachen Nachdruck, ohne Neubearbeitung. Trotzdem ist es erfreulich, dass dieses wichtige Verzeichnis nun wieder greifbar ist. Schade nur, dass nicht wenigstens eine aktualisierte Bibliografie oder ein Nachwort angefügt worden ist, um die Forschung der letzten dreißig Jahre anzuführen. Gerade zur Alphabetisierung und Literalisierung des ländlichen Raumes im 18. und 19. Jahrhundert, für deren Erforschung

solche Quellen eine wichtige Rolle spielen, sind ja in der Zwischenzeit einige Arbeiten erschienen. Falls dieses Bändchen und dessen Besprechung Interesse geweckt haben sollten, sollte noch erwähnt werden, dass das im Kontext desselben Forschungsprojekts wie die Erstauflage erschienene Sammelband Helmut Ottenjahn, Günter Wiegelmann (Hg.), *Alte Tagebücher und Anschreibebücher. Quellen zum All-*

tag der ländlichen Bevölkerung in Nordwesteuropa, 1983, mittlerweile unter https://www.lwl.org/voko-download/BilderNEU/422_033Ottenjahn.pdf auch online verfügbar ist. Das wäre vielleicht auch für dieses Verzeichnis, nachdem es ohnehin nur nachgedruckt und nicht bearbeitet worden ist, die bessere Lösung gewesen. Aber immerhin ist der Preis mit 19,90€ einigermaßen kommod. (HK)



Georg Koch, Funde und Fiktionen. Urgeschichte im deutschen und britischen Fernsehen seit den 1950er Jahren (Medien und Gesellschaftswandel im 20. Jahrhundert 11), Göttingen: Wallstein, 2019. ISBN 978-3-8353-3421-2. 376 S., 16 Abb.

Seit Beginn der Entdeckung und der Erforschung unserer ältesten Vergangenheit im 19. Jahrhundert spielen Bilder und Rekonstruktionen zum Geschehen in der

und der 20seitigen Schlussbetrachtung, wird in allen anderen Kapiteln immer zuerst die Situation in Deutschland mit entsprechenden Filmbeschreibungen und -analysen und anschließend jene im britischen Fernsehen behandelt und vergleichend gegenübergestellt.

Urgeschichte des Menschen eine wichtige Rolle bei der Popularisierung von Erkenntnissen. Die Wissenschaft selbst, aber vor allem aber die zunehmend interessierte Öffentlichkeit, verlangte nach Bildern über „Steinzeitmenschen“ und deren Lebenswelten. Erst über diese Darstellungen wurden die zumeist fragmentarischen Entdeckungen und steinernen Zeugnisse für viele vorstellbar und damit „lebendig“. Waren anfänglich Zeitschriften und Bücher Transporteure der vergangenen Welten, so kam in den 1920er Jahren das bewegte Bild, der Film als Transportmedium dazu. Hier setzt Georg Kochs Dissertation an, dies mit einem Schwerpunkt auf die Zeit seit den 1950er Jahren in Deutschland und Großbritannien.

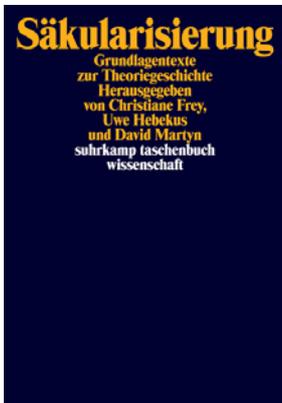
Die Kapitel II bis IV sind jeweils verschiedenen Zeitfenstern zugeordnet. Auch wenn im Buchtitel der zeitliche Beginn der Betrachtungen „seit den 1950er Jahren“ genannt wird, so befasst sich das Kapitel II auch mit der Zeit seit den 1920er Jahren und dem Nationalsozialismus. Das Kapitel endet mit 1970 und zeigt sehr gut die großen Unterschiede zwischen Deutschland und England in der akademischen Arbeits- und Sichtweise, was auch entsprechende Auswirkungen auf die filmischen Darstellungen zur Urgeschichte und dem Mitwirken der Wissenschaftler hatte. Während sich die deutschen Archäologen vor allem nach dem Zweiten Weltkrieg ganz auf eine vermeintlich objektive Materialkunde zurückzogen und konzentrierten, strebten die britischen Experten danach, die Urgeschichtsforschung zu einer kritischen Gesellschaftswissenschaft zu entwickeln.

Die Arbeit, welche im Rahmen des interdisziplinären Verbundprojekts *Living History* am Zentrum für Zeithistorische Forschung in Potsdam entstand, ist chronologisch aufgebaut und gliedert sich in fünf Hauptkapitel mit jeweils mehreren Unterkapiteln. Mit Ausnahme des 30 Seiten umfassenden Einführungskapitels *Urgeschichte und Fernsehen – Eine Wissensgeschichte von Funden und Fiktionen*

Kapitel III behandelt den Zeitraum 1970 bis 1990. Einzelne Themen sind z.B. die großen BBC-Serien, die Popularität der Pseudoarchäologie von Dänikens in Deutschland, der Einstieg des ZDF in eine seriöse und ansprechende Darstellung und die Etablierung des Wissenschaftsjournalismus. Der Zeitraum 1990 bis 2010 ist Gegenstand von Kapitel IV. Schon die Kapitelüberschrift *Ur-*

geschichte jenseits der Wissenschaft macht deutlich, dass es hier um eine neue Dimension im Film geht, die des Doku-Dramas und verschiedener Emotionalisierungsstrategien. Wichtige Aspekte hierbei sind auch Personalisierung und Narrativierung. Die Schlussbetrachtung gibt unter dem Titel *Urgeschichte für die Gegenwart* eine synthesenartige Zusammenfassung. Im Anhang finden sich ein umfangreiches Quellen- und Literaturverzeichnis, aber auch Interviews und eine detaillierte Filmografie. Die von Georg Koch vorgelegte Studie ist eine äußerst informative und interessante Lektüre, die sowohl allen Geschichtsinteressierten

als auch Medienwissenschaftler*innen sehr empfohlen werden kann. Sehr schön hat der Autor deutlich gemacht, dass die Geschichte der medialen Darstellung der Urgeschichte für eine breite Öffentlichkeit stets mit gegenwartsorientierten, gesellschaftsbezogenen und auch politischen Deutungen einhergeht. Gezeigt wird auch, wie Archäologen zu Medienstars wurden, zuerst in Großbritannien und dann auch in Deutschland, wie Hightech, Exotik und Abenteuer zunehmend die Filmproduktionen bestimmten und wie darüber schließlich inszenierte Erzählungen ein Millionenpublikum erreichten. (WR)



Säkularisierung. Grundlagentexte zur Theoriegeschichte, hg. von Christiane Frey, Uwe Hebekus und David Martyn (stw 2203), Berlin: Suhrkamp, 2020. ISBN 978-3-518-290803-9. 765 S.

Die Säkularisierung war bis vor kurzem die große Meistererzählung der europäischen Moderne: ob als „Entzauberung“ wie bei Max Weber, als „Generalisierung von Werten“

bei Talcott Parsons oder als „Privatisierung“ und „Organisierbarkeit von Religionen und Kirchen“ bei Niklas Luhmann. Irgendwie ging es immer darum, wie ein Weniger an Religiosität ein Mehr an Rationalität bedingte – wobei man dann im Einzelnen darüber stritt, welche dieser Rationalismen letztlich bloße Umetikettierungen (eben: Säkularisierungen) eigentlich religiös fundierter Vorstellungen gewesen sein mögen. Die Debatten gehen mitunter lang zurück, was auch der vorliegende Band eindrücklich zeigt. Historiker*innen, die sich mit der Sache beschäftigen wollen, sei daher auch noch Manuel Boruttas Aufsatz zur *Genealogie der Säkularisierungstheorie* (Geschichte und Gesellschaft 36, 2010, S. 347–376) ans Herz gelegt.

Mit dem frisch erschienenen, dickleibigen Taschenbuch *Säkularisierung. Grundlagentexte zur Theoriegeschichte* liegt jetzt eine sorgfältig edierte Anthologie von Texten und Textauszügen zwischen Aufklärung und Vorgestern vor. Rückgriffe in die Toleranzdebatten des 17.

Jahrhunderts, zu Luther und sogar bis hin zu Augustinus zeigen, dass mit der Gretchenfrage mitunter Grundfragen des Nachdenkens über das Gewissen und das menschliche Zusammenleben betroffen sind. Im Wesentlichen beginnend mit den kurz nach der Mitte des 18. Jahrhunderts immer drängender werdenden Fragen nach der Funktion der Religion für den Staat und nach den individuellen Freiheitsrechten seiner Bürger arbeitet sich die Zusammenstellung bis hin zu Massimo Cacciari's Anschreiben gegen die „Melasse des Dialogischen“ und Agambens „Kapitalismus als Religion“ (2017). Ebenso enthalten sind natürlich auch Auszüge aus Walter Benjamins posthum erschienenen, gleichnamigen Fragment von 1921, auf das Agamben antwortet. Die Auswahl ist breit und musste dennoch naturgemäß Konzessionen machen. Jede*r wird vermutlich etwas vermissen und also zu mäkeln finden. Bei mir ist das beispielsweise Hans Joas, der lange Jahre als Leiter des Erfurter Max-Weber-Kollegs mit zahlreichen wichtigen Forscher*innen über Sakralität und Säkularisierung gearbeitet (und einiges davon übrigens ausgerechnet auch bei Suhrkamp veröffentlicht hat). Von ihm keine Spur in diesem Band; nicht einmal in der Einleitung. Aber, keine Frage: man muss eben wählen. (HK)



Sebastian Barsch, *Inklusiven Geschichtsunterricht planen* (Kleine Reihe Geschichte), Frankfurt a. M.: Wochenschau, 2020. ISBN 978-3-7344-0933-2. 96 S.

Heterogenität wird immer stärker als zentrale Herausforderung des Schulalltags wahrgenommen. Entsprechend hat sich auch der Inklusionsbegriff in

den letzten Jahren stark erweitert und unterscheidet man mittlerweile zwischen einem engen Begriff, der sich weiterhin vor allem auf Schüler*innen mit sonderpädagogischem Förderbedarf bezieht, und einem Inklusionsverständnis, das Vielfalt und die häufig daraus resultierende Chancenungleichheit insgesamt in den Mittelpunkt rückt, also etwa auch sozioökonomische Unterschiede, sprachliche Defizite u.v.m. umfasst. Je weiter Inklusion verstanden wird, desto stärker bedarf der Unterricht, der sie umsetzen will, der Binnendifferenzierung. Das fällt natürlich nicht leicht. Barschs Bändchen in der *Kleinen Reihe* des Wochenschau-Verlags vermittelt dafür sowohl allgemeinpädagogische Grundlagen als auch ganz alltagspraktische Hilfestellungen. Er ist angenehm engagiert, aber nicht missionarisch verfasst und zeigt ein gutes Verständnis auch für den Alltag der Regelklassen. Neben diagnostischen Verfahren und Bausteinen für die Unterrichtsplanung werden auch exemplarische Unterrichtsideen vorgestellt. Das Herzstück stellen jedoch fünf Planungsschritte für inklusiven Geschichtsunterricht dar, die ausführlich erläutert werden. Dabei hat sich leider ein Fehlerleufel im Layout eingeschlichen, sodass nur vier Punkte als solche ausgewiesen sind (daher die eigenartige Zählung im Zitat im Kasten rechts). Dieses Bändchen ist nicht nur für praktizierende Geschichtslehrer*innen anregend, sondern für alle, die sich mit Geschichte und ihrer Präsenz in der Gesellschaft befassen. Denn auch wenn wir uns an die Frage,

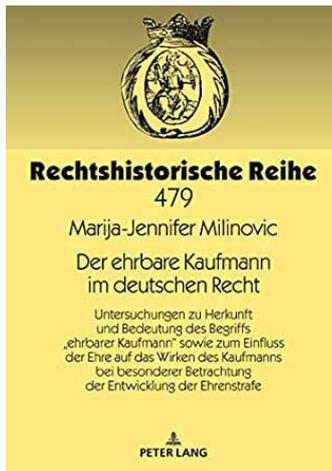
ob sich unsere Geschichte(n) in der pluralen Gesellschaft nicht auch pluraler verhalten sollte(n), schon leidlich gewöhnt haben (und manchmal sogar Antworten darauf suchen), bleiben neue, drängende Fragen oft noch ungefragt. Etwa: „Kann die Fähigkeit, historisch erzählen zu können, unter inklusiven Gesichtspunkten weiterhin als Kernkompetenz von Geschichtsunterricht postuliert

FÜNF PLANUNGSSCHRITTE FÜR INKLUSIVEN GESCHICHTS-UNTERRICHT

- „1. Diagnostiziere die Lernausgangslage der Schüler:innen“
- „2. Baue Phasen einer begleitenden Diagnostik in den Unterricht ein. Dokumentiere die Lernfortschritte der Schüler:innen.“
- „3. Binde die Lernenden in die Zielformulierung ein.“
- „[4.] Gestalte eine Unterrichtseinheit, die möglichst offen ist, um alle Ziele auf mehreren Wegen zu erreichen.“
- „[5.] Reflektiere die Lernergebnisse mit den Schüler:innen nicht nur inhaltlich, sondern auch hinsichtlich ihrer Lernstrategien und Erfolge.“

(nach Barsch, *Inklusiven Geschichtsunterricht planen*, 2020, S. 76–80)

werden?“ (S. 9). Und wenn ja: Gibt es nicht auch andere Modi des Erzählens als den Text? Eine Beschäftigung mit dem Thema Inklusion lohnt für alle Geschichtsarbeiter*innen. Und Barsch bietet dafür eine wirklich gute Hilfestellung. (HK)



Marija-Jennifer Milinovic, Der ehrbare Kaufmann im deutschen Recht. Untersuchungen zu Herkunft und Bedeutung des Begriffs „ehrbare Kaufmann“ sowie zum Einfluss der Ehre auf das Wirken des Kaufmanns bei besonderer Betrachtung der Entwicklung der Ehrenstrafe (Rechtshistorische Reihe 479), Frankfurt a. M. u.a.: Peter Lang, 2019. ISBN 978-3-631-76451-0. 334 S.

Seit der ersten Finanzkrise des 21. Jahrhunderts feierte der Begriff des „Ehrbaren Kauf-

manns“ fröhliche Urständ in deutschen Wirtschaftskreisen. Als neues Leitbild wird er von Industrie- und Handelskammern ebenso eingefordert wie von Coachingagenturen propagiert, wobei erstere sich zumindest auf das IHK-Gesetz beziehen können, das sie 1956 dazu verpflichtete, zu „Wahrung von Anstand und Sitte des ehrbaren Kaufmanns zu wirken“ (§1 Abs. 1), letztere meist nur sehr luftige Verweise auf entweder renaissance-italienische oder hansische Vorbilder zu bieten haben. Gerade deshalb kommt auch Historiker*innen in den Diskursen rund um Compliance und Corporate Social Responsibility, aus denen der „Ehrbare Kaufmann“ nicht mehr wegzudenken, eine besondere Bedeutung zu. Denn als Folie hat er schon einige Zugkraft, aber noch kaum operationable Kontur bekommen.

Einen lesenswerten Beitrag zu dieser Debatte leistet nun die juristische Dissertation von Marija-Jennifer Milinovic. Sie nimmt die „Ehre“ in der „Ehrbarkeit“ des Kaufmannes ernst und versucht sie näher in Tradition und Gegenwart des Handelsrechts zu verordnen. Dafür unternimmt sie umfangreiche rechtshistorische Rückblicke. Manche davon sind eher technischer Natur und wären letztlich entbehrlich gewesen, etwa der lange, letztlich ohnehin nur handbuchgetragene Rückblick auf die Geschichte der Ehrenstrafen (S. 132–246), der nur wenig argumentatives Potenzial

entfaltet. Spannend aber sind Milinovics Detailuntersuchung zur Debatte um die Einrichtung kaufmännischer Ehrengerichte seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert und deren tatsächliche Gründung in der frühen NS-Zeit. So kann sie etwa zeigen, dass die Bestimmung des IHK-Gesetzes von 1956 unmittelbar auf die „Ehrengerichtsordnung der gewerblichen Wirtschaft“ von 1937 zurückgreift. Deutlich zeigt Milinovic allerdings auch, dass selbst in solchen ausdrücklich zur (Selbst-)Regulation der Wirtschaft eingerichteten Gremien durchaus keine eindeutige Konturierung der Schlüsselbegriffe „Ehrbarkeit“, „Anstand“ etc. stattfand – weder in den Regulativen, noch in der gerichtlichen Praxis. Zugleich aber stellten diese Institutionen deren Eintragbarkeit zumindest als Möglichkeit in den Raum. Dass das ein Problem sein kann, zeigen die Befürchtungen großer Konzerne wie der Deutschen Bank oder BASF als es 2017 um die – letztlich erfolgreiche – Implementierung des „Ehrbaren Kaufmanns“ in den Deutschen Corporate Governance Kodex ging. Hier wäre also immer noch Arbeit gerade für Historiker*innen zu leisten. Denn der Bezug auf die Ehre, der in den letzten Jahren mit so viel Enthusiasmus wiederentdeckt wird, scheint tatsächlich ein kaufmännisches Regulationsmodell von sehr langer Dauer zu sein, das bei den Hansekaufleuten ebenso zu beobachten ist wie bei den von Avner Greif untersuchten „maghribi traders“ des 11. Jahrhunderts. Hier kann man die Funktionen der Ehrbarkeit sowohl für das Vertrauen innerhalb des Netzwerkes als auch zur Konfliktregulation unter Vermeidung äußerer („staatlicher“) Eingriffe erkennen – alles Fragen mit unmittelbarer Relevanz für Gegenwart und Zukunft. (HK)



Dieter Neitzert, Göttinger Boten und Gesandte. Reichweite und Intensität städtischer Kommunikation zwischen 1400 und 1450 (Göttinger Forschungen zur Landesgeschichte 22), Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte, 2020. ISBN 978-3-7395-1202-0. 199 S., 6 Faltkarten.

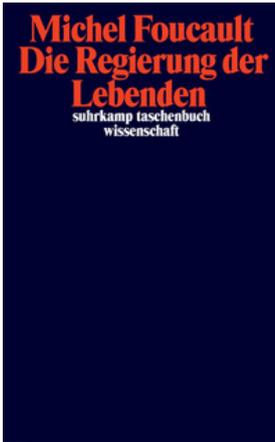
Die Kommunikation der Städte des späten Mittelalters untereinander hat in den letzten Jahren immer mehr Aufmerksamkeit

gefunden (ein Tipp: der Vorträge-&Forschungen-Band von Rainer Christoph Schwingers und Klaus Wriedt, 2003, zum Thema ist unter <https://journals.ub.uni-heidelberg.de/index.php/vuf/issue/view/1860> online verfügbar). Kein Wunder – lassen sich am schriftlichen und mündlichen Austausch untereinander, an den Missiven, Briefen und Gesandtschaften, doch städtische Netzwerke, Koalitionen und politische Horizonte ablesen. „Reichweite“ und „Intensität“, die Schlagwörter aus dem Untertitel von Dieter Neitzert Fallstudie, markieren dann auch wesentliche Marker entsprechender Untersuchungen.

Neitzert hat die Göttinger Stadtrechnungen der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts akribisch durchgearbeitet und dabei mehr als 13.000 Botengänge und über 1.000 Botenritte ausgemacht. Unterschieden wurde von den Kämmerereischreibern zwischen den Ausgaben *pro nunciis et expensis eorum* und *pro nunciis secretis*, also normalen Botengängen und in irgendeiner Weise geheimen Gesandtschaften. Dazu traten Ausgaben *pro equitatura*, also berittene Botschaften, die regelmäßig auch von Ratsmitgliedern selbst durchgeführt wurden. Exemplarisch zeigt Neitzert einzelne Botengänge bzw. -ritte und mit dem Boten Borchard auch ein typisches Berufsleben. Insgesamt aber stehen qualitative Einzelstudien nicht im Fokus seiner Untersuchung. Vielmehr fragt er nach Entlohnung, Zielorten, Personal und vor allem der Reichweite der Göttinger Außenbeziehungen. So kann er einen „verdichteten Kommunikations-

raum“ (S. 61) von 50 bis 60 Kilometern rund um die Stadt aufzeigen, der nur unregelmäßig überschritten wurde. Eine Ausnahme machten dabei die Gesandtschaften in hansischen Angelegenheiten. Entsprechend der quantitativen Herangehensweise machen die umfangreichen Anhänge, in denen etwa die Ziele, aber auch die Ritte der Göttinger Ratsherren selbst und die Auftraggeber der in Göttingen eintreffenden fremden Boten, die vom Rat mit Lohn oder Botenbrot ausgestattet wurden, verzeichnet werden, ziemlich genau die Hälfte des Bandes aus. Sieben gut gearbeitete Faltkarten visualisieren einzelne dieser tabellarischen Zusammenstellungen.

Bewusst nicht einbezogen hat Neitzert die umfangreiche, aber noch ungeordnete Göttinger Brief- und Kopialüberlieferung, auf die schon Dieter Heimann (Briededregher, in: *Kommunikation und Alltag in Spätmittelalter und Früher Neuzeit*, 1992, S. 251–292) hingewiesen hatte, ebenso einige kleinere Einzelstücke, wie etwa ein fragmentarisches Fehdebuch, auf die er aber sorgsam hinweist. Hier wäre also durchaus noch Luft für Anschlussstudien. Für Neitzerts Herangehensweise ist diese Auslassung absolut plausibel, weil schon das umfangreiche Material der Kämmererechnungen triftige Aussagen zulässt. Diese Studie gibt mit ihren Anhängen nicht nur wichtige Daten für die Göttinger Stadt- und südniedersächsische Landesgeschichte an die Hand, sondern kann auch als exemplarisch für weitere, sehr wünschenswerte Fallstudien zu anderen Städten gelten – insbesondere auch, weil Neitzert sein Vorgehen stets methodisch und quellenkritisch reflektiert. Sie könnte – bei entsprechender Quellengrundlage und vernünftig angeleitet – anregend etwa für Magister- und Masterarbeiten sein. Denn da ist noch jede Menge zu holen und jede weitere Studie erhellt die Bedeutung der Kommunikation für die städtische Politik mehr. (HK)



Michel Foucault, *Die Regierung der Lebenden*. Vorlesung am Collège de France 1979–1980, aus dem Französischen von Andrea Hemminger (stw 2306), Berlin: Suhrkamp, 2020. ISBN 978-3-518-29906-7. 496 S.

Politische Macht und Wahrheit haben einen delikaten, irgendwie oszillierenden Bezug zueinander: die eine ist dem Imperativ der anderen unterworfen und reklamiert zu-

gleich die Deutungshoheit über sie. Das hat auch Michel Foucault, einen der einflussreichsten Denker des 20. Jahrhunderts, immer wieder fasziniert – und das natürlich auf intrinsisch historische Weise, wenn auch mit philosophischen oder jedenfalls kulturwissenschaftlichen Frageinteressen. Er hat das nicht nur in den von ihm selbst veröffentlichten Werken, sondern auch in seinen Lehrveranstaltungen am Collège de France immer wieder thematisiert.

Die nun in deutscher Taschenbuchausgabe erschienene Vorlesungsnachschrift über *Die Regierung der Lebenden* thematisiert vor allem diesen Anspruch politischer Machttragender und ihrer Institutionen auf Wahrheit – und zwar im doppelten Sinne: auf das Wahr-Sprechen ihnen gegenüber ebenso wie auf die Deutungshoheit darüber, was Wahrheit sei und wie man sie erkenne. Vor allem erstes ist spannend, weil für viele von uns selbstverständlich: Wahrheit ist etwas Wünschenswertes und kann zurecht eingefordert werden. Was das aber für Effekte hat, das diskutiert Foucault hier mit dem ihm eigenen Sensorium für Machteffekte, die auf die Menschen einwirken. Die Gewissensfrage zeigt er als eine Technik der Selbstdisziplinierung, Beichte und Buße als integrale Verbindung zwischen Wahrheit und Gehorsam, als eines von vielen durch die europäische Kulturgeschichte eingeübten „Ritual[en] der Wahrheitsmanifestation“ (S. 21). Wahrheit ist für ihn die Grundlage für Rationalität, Rationalität die Grundlage des Herrschens. Deshalb auch kann Herrschaft nicht ohne einen Anspruch auf Wahrheit verstanden werden – beinahe

egal, welche Deutung des Politischen man ihr zugrunde legt. An dieser spannenden und irgendwie bedrückenden Einsicht arbeitet sich Foucault ab – wie stets springend durch die Kulturgeschichte vor allem der Vormoderne, vom antiken Griechenland bis in die Zeit Revolutionen.

Der Band ist eine flüssig zu lesende, ansonsten aber nicht bearbeitete Übersetzung der 2012 bei Gallimard erschienenen französischsprachigen Ausgabe von François Ewald, Alessandro Fontana und Michel Senellart. Die drei Herausgeber haben ihrer Ausgabe dabei die Nachschrift der von Foucault selbst mittels Kassettenrecorder aufgezeichneten Vorlesung zu Grunde gelegt. Statt eines Abdruckes des zumindest teilweise erhaltenen Vorlesungsmanuskripts, was oft die einzige Möglichkeit für solche Editionen ist, steht uns in diesem Falle also Foucaults gesprochenes Wort zur Verfügung, so wie es seine Studierenden im Studienjahr 1979/80 tatsächlich zu Gehör bekamen. Das Vorlesungsmanuskript selbst ist aber, soweit es noch vorhanden war (einzelne Sitzungen fehlen heute), durchgehend mit dem gesprochenen Text verglichen und signifikante Abweichungen sind notiert worden. Die Herausgeber haben außerdem nicht ganz ohne Kontext verständliche Stelle erläutert und Foucaults Literaturreferenzen sorgsam nachgewiesen.

Im Anhang der Ausgabe (S. 425–430) ist noch Foucaults eigene Zusammenfassung wiedergegeben, wie sie im Jahresbericht des Collège de France abgedruckt wurde. Sie bietet einen Einblick in die Selbstverortung des Vortragenden und die Schwerpunkte, die er selbst seiner Veranstaltung beimaß. Abschließend unternimmt der Foucault-Experte Michel Senellart, der eine ganze Reihe Foucault'scher Vorlesungen bei Gallimard herausgegeben hat, eine Situierung von *Die Regierung der Lebenden* in dessen Gesamtwerk, insbesondere auch als Hochschullehrer (S. 431–472). Da die einzelnen Sitzungen für sich keine Titel haben, weiß man das detaillierte Sach- und

Personenregister zu schätzen. Aber letztlich wird man den Text ohnehin von vorne bis hinten lesen wollen – so wie man jede gute

Vorlesung auch von vorne bis hinten hören und nicht hier und da einmal „reinschalten“ sollte. (HK)



Petula Neuhaus, Politisches Bewusstsein im Kontext von Biographie und Gesellschaft. Eine qualitative Studie zum Kritikvermögen von Studierenden des Lehramts (Wochenschau Wissenschaft), Frankfurt a.M.: Wochenschau, 2019. ISBN 978-3-7344-0792-5. 331 S.

In dieser Dortmunder Dissertation geht es um eine spannende Frage: Wie entpolitisiert sind junge Menschen an den Uni-

versitäten denn nun wirklich? Das hat sich möglicherweise mit *Fridays for Future* sowieso alles noch einmal kräftig geändert. Die Interviews, die den empirischen Kern der vorliegenden Studie bilden, liegen zeitlich davor. Trotzdem bleibt die Frage wichtig, aus welcher kritischen oder unkritischen Grundstimmung sie erwachsen sind. Untersucht hat das Petula Neuhaus an einer ganz besonderen und in ihrer späteren Multiplikatorenrolle wichtigen Gruppe, nämlich werdenden Lehrkräften im Lehramtsstudium.

Im ersten Kapitel wird der Begriff „kritisches Bewusstsein“ in die weitere Theoriedebatte eingebettet und dadurch inhaltlich stärker gefüllt; Kapitel 2 stellt als zweiten wichtigen Grundbegriff die politische Bildung daneben. Damit ist eines der wichtigsten Felder, in dem „Kritik“ neben vielen anderen, oft auch unterreflektierten Begriffen („Aufklärung“, „Teilhabe“, „Mündigkeit“ etc.) ein wesentlicher Bezugsbegriff ist, angesprochen. In diesem Kapitel geht es allerdings nicht nur um Theorie, sondern auch um Praxis, insofern verbreitete Konzepte zur Förderung des Kritikvermögens im schulischen Kontext besprochen werden. Kapitel 3 rundet diese Grundierung insofern ab, als der Forschungsstand zum politischen Bewusstsein junger Menschen im Allgemeinen und Studierenden im Besonderen dargestellt wird. Hier werden also Referenzstudien diskutiert, zu denen die eigenen Ergebnisse in Beziehung gesetzt werden kön-

nen. Die folgenden beiden Kapitel tun dann genau das und bilden den empirischen Kern der Arbeit. Zunächst werden in Kapitel 4 die eigene Methodik und Vorüberlegungen offengelegt, im abschließenden fünften Kapitel dann die Ergebnisse ausführlich systematisch diskutiert. Das sechste und letzte Kapitel bündelt noch einmal und wirft Anschlussfragen auf.

Insgesamt hat die Vf.in vierzehn ausführliche, problemzentrierte, leitfadengestützte Interviews mit Lehramtsstudierenden unterschiedlicher Fächer geführt. Gefragt wurde nach ihrem Verhältnis zu Gesellschaft und Politik. Aus diesen vierzehn Interviews wurden dann noch einmal drei für ein vertieftes Kontrastierungsverfahren ausgewählt und in Anlehnung an die von Theodor Schulze ausgearbeitete Methodik der reflexiven Hermeneutik näher untersucht. Im Mittelpunkt steht dabei die Frage nach besonderen Topoi des Denkens und Redens über Gesellschaft und Politik.

Die Ergebnisse der Studie überraschen im Großen nicht furchtbar, sind aber im Kleinen durchaus interessant. In der Großperspektive kommt Neuhaus zu dem Ergebnis, dass die interviewten Studierenden durchaus nicht unkritisch seien, „denn alle Interviewten üben in irgendeiner Weise Kritik“ (S. 23). Man könne nicht generalisierend von Politikverdrossenheit oder Entpolitisierung sprechen. Andererseits aber sei „die Überzeugung, man müsse kritisch sein, zu einem Allgemeinplatz geworden und Kritik [...] häufig reduziert auf den Modus der *Kritikfähigkeit*, [...] teilweise im Gegensatz zu einem kritischen Bewusstsein steht.“ (S. 287, Hervorhebungen stammen von der Vf.in) Letztendlich sei Kritik unter angehenden Lehrkräften trivialisiert.

Das ist kein sehr überraschendes Ergebnis, aber eines das Änderungen in der Ausbildung fordert. Wie das gehen kann, dafür bietet auch diese Studie kein Patentrezept (wie auch?) –

aber durch die ausführlich kommentierten Zitate aus ihren Interviews doch viel Stoff, um sich ein Bild zu machen und im Idealfalle auch eine Meinung zu bilden. (HK)



Jürgen Martschukat, Das Zeitalter der Fitness. Wie der Körper zum Zeichen für Erfolg und Leistung wurde, Frankfurt a.M.: S. Fischer, 2019. ISBN 978-3-10-397365-5. 352 S.

Das Streben nach körperlicher Fitness prägt die Gesellschaft heute grundlegend. Gemeinsam mit den Fortschritten der Medizintechnik verheißt die Fitnessbewegung eine bis ins

sich in der Ermächtigung über den eigenen Körper als erfolgreich zeigt (oder nicht).“ (9) Seine leitende These ist, dass das „Zeitalter der Fitness“ in enger Wechselwirkung mit dem „Zeitalter des Neoliberalismus“ stehe. Den Beginn beider Entwicklungen verortet er in den 1970er Jahren. „Neoliberalismus“ versteht er „als Bezeichnung einer Epoche, die sich vor allem am Modell des Marktes ausrichtet, jede Lebenslage als Wettbewerbssituation deutet und Menschen dazu auffordert, ihre Freiheit erfolgreich zu nutzen. [...] Das Individuum soll an sich arbeiten, das Leben im Griff haben, sich fit machen, für die eigene Leistungsfähigkeit Sorge tragen und diese im wahrsten Sinne des Wortes verkörpern.“ (10) Der Autor sieht sein Buch als eine „kritische Geschichte“ der Fitness, die auch deren „Ambivalenzen“ betrachtet und darlegt, „wie über Fitness – verstanden als die Freiheit, am Körper und am erfolgreichen Selbst zu arbeiten – ‚regiert‘ wird.“ (12) Dabei beruft er sich unter anderem auf das biopolitische Modell Michel Foucaults, das die Moderne geprägt sieht von der „Vorstellung, Körper müssten ständig bearbeitet und aktiviert werden, um ihre Fähigkeiten zu verbessern“. Chancen gesellschaftlicher Teilhabe seien dementsprechend danach verteilt, wie gut dies dem Einzelnen gelinge (80–81).

Alter verlängerte Jugend. Fitness ist in den letzten Jahrzehnten zum Hauptmotiv geworden, Sport zu treiben. In einer repräsentativen Studie der GfK Marktforschung Nürnberg aus dem Jahr 2011 nannten jeweils 79 % der Frauen und Männer Fitness und Gesundheit als wichtigstes Ziel des Sporttreibens. Die Attribute dieser Fitness-Bewegung sind Gesundheit, ein sportlicher Körper und eine jugendliche Erscheinung. Der Fitness-Gedanke weist inzwischen jedoch weit über die Bereiche des Sports und der Körperkultur hinaus.

Der in Erfurt lehrende Historiker Jürgen Martschukat verortet die Gesellschaften des Westens seit den 1970er Jahren gar in einem „Zeitalter der Fitness“. In seinem – so viel sei vorweggeschickt: sehr lesenswerten – essayhaft angelegten Buch widmet er sich der Frage, „[w]ie der Körper zum Zeichen für Erfolg und Leistung wurde“. Dabei grenzt er Fitness zunächst vom Wettbewerbssport ab. Zielt das Training dabei auf Bestleistungen im Wettkampf, richtet es sich bei der Fitness „auf einen fitten Körper.“ (8) Martschukat nähert sich seinem Gegenstand aus gesellschafts-, kultur- und körpergeschichtlicher Perspektive. Fitness stellt für ihn eine „gesellschaftliche[...] Formation“ dar, in deren Mittelpunkt „das selbstverantwortliche, leistungsbereite und leistungsfähige Individuum“ steht, das

Der zeitliche Rahmen greift weit über die 1970er Jahre hinaus, da Fitness nach Martschukats Ansicht ein mit der Entfaltung der „Moderne“ eng verbundenes Phänomen ist: Der Beginn beider Entwicklungen liegt im späten 18. Jahrhundert, beide sehen um 1900 eine „Hochphase“ und beginnen sich in den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts „zuzuspitzen“, beispielsweise „was das Paradigma der Machbarkeit und Gestaltbarkeit

des Körpers anbelangt.“ (12–13) Das ausgesprochene Ziel des Autors ist es offenzulegen, „wie tief Fitness in moderne Gesellschaften eingeschrieben ist und wie entscheidend Fitness für Erfolg oder Misserfolg, Anerkennung oder Ausgrenzung in einer Gesellschaft ist, die auf Selbstverantwortung, Leistung, Markt und Wettbewerb setzt.“ (14)

Der Begriff der „Fitness“, der in den folgenden, eher assoziativ gereihten fünf Kapiteln ausgebreitet wird, ist weit gespannt. Dem essayhaften Zugriff folgend können diese Kapitel auch für sich gelesen werden. Das erste Kapitel richtet seinen Blick auf die Gegenwart und Zeitgeschichte der Fitness und vor allem zwei ihrer Praktiken, „die in unseren Gegenwartsgesellschaften geradezu obsessiv betrieben“ würden, nämlich Bewegung und Ernährung. (13) Dabei sei das Konzept der Fitness ganz entscheidend geprägt von der „kollektive[n] Furcht vor dem Körperfett.“ Auch wenn „Fitness und Fatness“ sich entgegenzustehen scheinen, bedingten sie einander doch und strukturierten „eine Kultur und Gesellschaft, die sich um ein leistungsfähiges, selbstgesteuertes Individuum herum arrangiert.“ (21–22).

Das zweite Kapitel fokussiert auf die Geschichte des Konzepts der Fitness vom 18. Jahrhundert bis in die 1970er Jahre. Die Begriffsgeschichte durchlief einen grundlegenden Bedeutungswandel: Zunächst stand „Fitness“ im Englischen für „ein Beharren auf gegebenen Prinzipien und Zuständen“ sowie die Fähigkeit, „sich in eine starre Ordnung einzupassen“. Diese wurde als unveränderbar wahrgenommen (63–64). Erst mit Charles Darwins *On the Origin of Species* (1859) erlebte der Begriff eine Bedeutungsverschiebung. Mit diesem Werk setzte sich die „Vorstellung von Fitness als Bedingung des Erfolgs, ja sogar des Überlebens in einem angeblich allgegenwärtigen Wettbewerb“ durch. Allerdings sah Darwin in der Fitness nichts, „was die einzelnen Lebewesen aktiv herbeiführten.“ (72–73) In der für die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts typischen Verbindung von Liberalismus, Darwinismus und Fortschrittsglauben habe sich jedoch allmählich die Vorstellung herausgebildet, Fitness könne durch Übung verbes-

sert werden: „Der typisch moderne Glaube, alles sei machbar und gestaltbar, erfasste über den Körper auch die Lebensführung der Menschen.“ (77)

In den drei folgenden Kapiteln widmet sich der Autor der Bedeutung der Fitness auf drei Feldern, „die für die Anerkennung eines Individuums als produktives Gesellschaftsmitglied und als Subjekt äußerst bedeutsam sind“: Arbeit, Sex und Kampfbereitschaft (14).

Die Verbindung von Arbeit und Sport reiche schon bis ins 19. Jahrhundert zurück. Auch die Vertreter des auf die Rationalisierung von Arbeitsprozessen bedachten Taylorismus betonten stets „die Verwandtschaft von Arbeits- und Sportpraktiken“ (118). Martschukat sieht jedoch zwei entscheidende Wandlungen in Körperkultur und Kapitalismus, die mit dem Fitness-Zeitalter verbunden seien. Das Ziel, den „Arbeitskörper durch gezielten Einsatz von Bewegung und Sport zu größerer Leistung [zu] befähigen“ sei dem „organisierten Kapitalismus des 19. und dem flexiblen Kapitalismus des späten 20. und 21. Jahrhunderts“ zwar gemein. Allerdings habe sich die Zielgruppe dieser Bemühungen von den Arbeitern zu den Angestellten verlagert. Schon um 1900 sei der „verweichlichte Körper des neurasthenischen Angestellten [...] zum Sinnbild für das Bedrohungs- und Krisenszenario moderner Gesellschaften“ geworden (120). Zugleich hätten sich die „Maßnahmen und Strategien“ vom „Insourcing zum Outsourcing“ verschoben (137). Hätten früher Unternehmen in paternalistischer Weise Angebote zur körperlichen Ertüchtigung gemacht, sei nun „die Selbstverantwortung der Menschen für ihre Leistungsfähigkeit und Produktivität an die erste Stelle“ gerückt (111) – und zwar mit dem Ziel des „eigenen Vorankommen[s]“ (139)

Auch die (männliche) Sexualität habe sich unter dem Vorzeichen der „Fitness“ entscheidend gewandelt. Galt noch im 19. Jahrhundert die Zeugungskraft als entscheidend, stehe in der Gegenwart die „sexuelle Performance“ im Zentrum (174), genauer gesagt die „Fähigkeit, den Geschlechtsakt zu vollziehen“. Den Kern des vierten Kapitels bilden dementsprechend die Darstellung medizinischer Ver-

suche, die sexuelle Fitness wiederherzustellen, von Verjüngungsoperationen, die Anfang des 20. Jahrhunderts durchgeführt wurden, bis hin zu Viagra, das der Autor in den Mittelpunkt seiner Betrachtungen stellt. Die beiden Zugänge zu diesem 1998 auf den Markt gekommenen Pharmazeutikum, das einerseits als medizinische Therapie, andererseits als Leistungsstimulation erscheint, verschmilzt nach Martschukats Ansicht im Konzept der Fitness: „Schließlich gilt Fitness als durch eigenes Engagement erreichte Gesundheit und damit als Voraussetzung für Erfolg und Anerkennung in einer Leistungsgesellschaft.“ (143) Er sieht in Viagra auch ein Sinnbild für die zahlreichen technischen Hilfsmittel, die den „fitten“ Körper erst hervorbringen: „Technologie und Dinge ‚durchsetzen‘ Körper“ in der Fitness-Moderne (167).

Im letzten Kapitel untersucht Martschukat das Verhältnis von Fitness und Kampfbereitschaft. Für ihn scheint die Fitness heute die „Werte und Praktiken, Ziele und Erwartungen unserer Gesellschaft [zu verkörpern], die sich in die Sprache und den Kategorien des Heroischen fassen lassen: Herausforderungen annehmen, Handlungs- und Opferbereitschaft zeigen und Dinge leisten wollen, die man nicht für möglich gehalten hatte.“ (183) „Heldentum“ sei bis ins 20. Jahrhundert eng verbunden gewesen mit Vorstellungen militärischer Männlichkeit, die bereits im 19. Jahrhundert verknüpft wurde mit körperlicher Fitness. Ein Beispiel findet er in der deutschen Turnbewegung: „Der Turnerkörper stand für die antrainierte Fähigkeit zur Selbstbeherrschung sowie für die Leistungsfähigkeit des Individuums zum Besten der Nation.“ (190) Der Autor sieht ein „Echo des Heroischen“ in der modernen Fitnessbewegung, die sich durch allerlei „militärisch grundiert[e]“ Praktiken auszeichne, von Warrior Workouts bis hin zu Heldenläufen. Bezugspunkt für die Heldinnen und Helden der Fitness sei aber nicht mehr die Nation, vielmehr stünden die „Kämpfe des Alltags“ im Fokus (234–235).

Die Arbeit trifft zweifelsohne einen Nerv, denn sowohl im Feuilleton als auch in der Fachwissenschaft wurde sie bereits vielfältig

besprochen. Insgesamt ist der Essay mit Gewinn und auch Genuss zu lesen. Er bringt vieles zugespitzt auf den Punkt und schafft es, die Körpergeschichte nicht als ein randständiges Thema erscheinen zu lassen. Vielmehr zeigt er meist sehr überzeugend, wie wirkmächtig „Biopolitik“ in der Moderne ist und wie das Konzept der Fitness gesellschaftliche Normen im wahrsten Sinne des Wortes „verkörpert“. Der thesenhaften Zuspitzung ist aber auch geschuldet, dass wichtige Aspekte des Themas ausgeblendet werden:

Der Fitnessbegriff von Martschukat ist stark männlich konnotiert, die Rolle die Frauen bei der Entwicklung der Breitenwirksamkeit des Konzepts spielten und die Frage, wie Fitness auf Geschlechterverhältnisse und weibliche Körperbilder zurückwirkt, bleiben von Ausnahmen abgesehen eher unterbelichtet. Besonders deutlich wird dies bei den Kapiteln zu Fitness und Sex, das eine Geschichte von Viagra und seiner Implikationen für männliche Sexualität darstellt oder auch im Kapitel zu Fitness und Kampfbereitschaft, dessen These, dass Fitness die heutigen Heldenfiguren hervorbringe, nicht ganz überzeugt. Jane Fonda und ihre Rolle bei der Popularisierung der Fitness für Frauen in Form von Aerobic werden aber immerhin thematisiert. Dabei arbeitet Martschukat auch die Ambivalenz der Fitness heraus, die einerseits eine „Selbstermächtigung“ über den eigenen Körper darstelle, andererseits diesen aber auch einem „neuen Schönheitsideal“ unterwerfe (54–56).

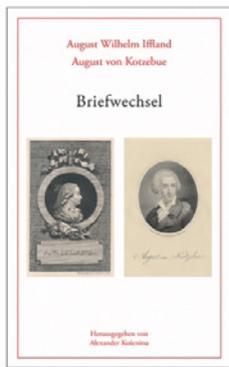
Obwohl naheliegen würde, nicht nur die Diskurse oder die Ideengeschichte der Fitness in den Blick zu nehmen, werden die sozialen und kulturellen Praktiken der Fitness und die Orte, die sie besetzt, nur angerissen, z. B. das Fitnessstudio, das nur auf knapp zwei Seiten abgehandelt wird (56–57). Auch die enge Verbindung, die technische Artefakte in der Fitness mit dem Körper eingehen, wird nur gestreift, obwohl sie aus techniksoziologischer und -geschichtlicher Perspektive Beachtung verdient hätte. So wird etwa die Entwicklung der allgegenwärtigen Fitnessgeräte aus den medico-mechanischen Apparaten des der

Tradition der schwedischen Heilgymnastik entstammenden Orthopäden Gustav Zander (1835–1920) nicht thematisiert.

Ebenso gewinnbringend wäre möglicherweise die Auseinandersetzung mit der in der Sportgeschichte und -soziologie diskutierten These von der „Versportlichung“ oder „Sportifizierung“ der Gesellschaft gewesen, die in den 1980er Jahren so erstmals vom Sportwissenschaftler Ommo Grupe formuliert wurde. Kurz gefasst geht es wie bei Martschukat darum, wie Sport und Sportlichkeit im Sinne

von Fitness seit den 1970er Jahren verstärkt die Gesellschaft prägen, von der Mode bis hin zu Körperbildern. Zugleich postulierte Grupe eine damit einhergehende „Entsportlichung des Sports“, bei dem der Wettkampfgedanke zugunsten anderer Konzepte wie Fitness und Gesundheit aufgegeben werde.

Diese Kritikpunkte schmälern aber die Leistung des Buchs nicht, das auf einer eindrucksvollen Literaturgrundlage äußerst anregende Thesen zur Geschichte und Gegenwart der Fitness bietet. (AS)



August Wilhelm Iffland – August von Kotzebue. Briefwechsel, hg. von Alexander Košenina, Hannover: Wehrhahn, 2020. ISBN 978-3-86525-779-6. 64 S.

Iffland und Kotzebue gehören zu den Stars der Goethezeit, von denen man heute im Schulunterricht und auf der Bühne kaum mehr etwas hört. Um 1800 wurden sie

deutlich mehr gespielt als die später so bedeutenden Vertreter der Weimarer Klassik. Beide spielen auch selbst Theater, beide leiten zeitweise Bühnen. August von Kotzebue immerhin ist durch seine Ermordung durch den Burschenschaftler Sand 1819 in die Vorgeschichte der Karlsbader Beschlüsse und damit hier und da in den Geschichtsunterricht eingegangen. August Wilhelm Iffland dagegen, der nicht nur schrieb, sondern auch als Schauspieler (u.a. in der Mannheimer Uraufführung von Schillers *Die Räuber*) und als Direktor am Berliner Nationaltheater wesentlich die deutsche Theatergeschichte geprägt hat, ist wohl nur noch Forscher*innen und Theaterliebhaber*innen ein Begriff. Seine umfassende nachgelassene Korrespondenz von mehr als 6.000 Briefen ist 2013 im Archiv des Berliner Nationaltheaters wieder aufgetaucht und wird nun sukzessive durch

Regesten erschlossen (<https://iffland.bbaw.de>). Einen winzigen Teil davon, insgesamt vierzig Briefe mit dem prominenten Korrespondenzpartner Kotzebue, werden im vorliegenden Bändchen ediert. Man wird davon ausgehen dürfen, dass das nicht der gesamte Briefwechsel zwischen den beiden war. Einiges ist noch durch ältere Druckwerke, aber nicht mehr im Original greifbar. Diesen Stand der Dinge umreißt Košenina in einem knappen, aber gehaltvollen Nachwort. Namens- und Werkregister verweisen direkt in die edierten Dokumente. Sie zeigen die beiden Großen der deutschen Theaterwelt um 1800 mal im Disput unter Konkurrenten, mal in Kooperation und gedanklichem Austausch. Sie sind darüber hinaus immer Zeugnisse des Zeitgeists der Napoleonzeit und insofern auch für Historiker*innen spannend, die sich nicht primär für Theater- oder Literaturgeschichte interessieren. Da beide Autoren sich stark auch mit historischen Stoffen auseinandersetzten, können ihre Diskussionen außerdem Anknüpfungspunkte für den Blick auf die literarische Verarbeitung von Geschichtsbildern werden. Was hat etwa Karl der Große mit Napoleon zu tun? Und warum ist diese Verbindung in Berlin prekär? Antworten in diesem lesenswerten, kleinen Bändchen. (HK)



Burkhard Kunkel, Die Kunst der lutherischen Kirchen im 16. Jahrhundert. Medien, Mitteldinge, Monumente – eine Geschichte der materiellen Kultur, Berlin: Gebr. Mann, 2020. ISBN 9-783-7861-2848-9. 432 S., 69 Abb.

Jeder*m (Kirchen-) Historiker*in und wohl auch vielen kunstbeflissenen Kirchenbesucher*innen ist die einfache historische

Wahrheit bewusst, dass die Reformation im Laufe des 16. Jahrhunderts auch etwas mit den Kirchenräumen und den darin genutzten Objekten gemacht hat: Die Ablehnung der Mittlerfunktion von Maria und Heiligen, die nun mehr nur noch geehrt, nicht verehrt werden sollten, veränderte den protestantischen Innenraum genauso wie die fundamental gewandelte Rolle des Geistlichen und des von ihm zelebrierten Abendmahls. Was das aber eigentlich konkret für die Objektkultur des 16. Jahrhundert hieß, woran man diese Veränderungen ablesen kann und wie differenziert dieser Wandel kollektiver Auffassungen vom Status der Dinge und den Abläufen in der damit zusammenhängenden Interaktion zwischen Gläubigen und Gott gewesen ist, das will die vorliegende Studie zeigen.

Ein Schlüsselbegriff ist dabei das „Mittelding“, mit dem Kunkel Objekte bezeichnet, „die in einem besonderen Verhältnis zu Menschen als Interaktionsobjekte stehen“ (S. 9) – er ist ein „Analysebegriff für eine praktikable Wissenskommunikation über eine materielle Kultur vor allem zwischen intern abgesicherten Wissensordnungen der einzelnen Disziplinen“ (S. 12). Man merkt schon: Es geht Kunkel auch darum, Fragen ganz unterschiedlicher Fächer, nicht nur der Kunstgeschichte, sondern auch der Germanistik, Theologie und der allgemeinen Geschichte zu adressieren.

Nach einer etwas anstrengenden, aber anregenden methodisch-theoretischen Einführung wird es im zweiten Kapitel konkret. Im breiten Überblick, stets rückgebunden an konkrete Objekte, wird der Ausbau der

lutherischen Objektkultur in den Reformationsjahrzehnten beschrieben, der ja nicht im luftleeren, sondern im sehr konkreten und ausgestatteten Kirchenraum stattfand. Über Bilderstürme und radikale Lösungen ist viel geforscht worden. Was die kleinen Adaptionen, die Neukonfigurationen und Umnutzungen angeht, hat Kunkels Studie einige spannende und gut nachvollziehbare Beispiele zu bieten. Während das zweite Kapitel dafür die theologisch-liturgischen Grundlagen bot, arbeitet das dritte die Aneignungsprozesse einzelner Räume und Objekte auf. Auch hier kommen sehr konkrete historische Situationen mit ihren Akteuren und Umständen – kurz: der Sitz im Leben, wie es protestantisch so gerne heißt – zu Wort. Wie sich die Frage um das Erhalten und Zerstören diskursiv weiter entwickelte, thematisiert dann das vierte Kapitel. Daran schließt sich im fünften die neue Einbettung materieller Kultur in eine eigentlich stark wortzentrierte Theologie an. Bild- und Objektkunst wurde trotz aller Betonung des sola-scriptura-Prinzips als „bequemes werckzeug“ auch von Luther und seinen Nachfolgern durchaus anerkannt. Typische Folge waren etwa Wortkorrekturen, also Eingriffe in bestehende Kunstwerke um sie dem Bibeltext getreuer zu gestalten. Im sechsten Kapitel geht es dann um das materielle Potenzial von Objekten – und damit seine teilweise Wiederverwendung, ja geradezu Recycling, in anderen Kontexten, etwa um die Assemblage liturgischer Gewänder oder die Wiederverwendung von Grabplatten. Die letzten beiden Kapitel behandeln dann die Schlüsse, die Kunkel aus seinen breit angelegten Beobachtungen einerseits für die materielle Kultur der Reformationszeit, andererseits aber auch für den konservatorischen und musealen Umgang damit in unserer Gegenwart und Zukunft zieht.

Der systematisierende Durchgang durch lutherische Objektpraktiken und die damit

verknüpften kollektiven Einstellungen und Wissensbestände, ist anregend zu lesen. Interessante Perspektiven zeigt Kunkel aber vor allem dadurch auf, dass er ziemlich konsequent immer wieder die materiellen Bedingungen und Möglichkeiten anspricht, denen die Objekte und ihre Nutzung unterlagen. So weisen viele protestantisch als Gemeindeliche nachgenutzte mittelalterliche Abendmahlskelche neue, deutlich größere Kuppen auf, um auf die neue Nutzung zu reagieren.

Das leuchtet unmittelbar ein – aber man muss auch erst einmal darüber nachdenken. Viele dieser kleinen, manchmal geradezu augenöffnenden Beobachtungen sind natürlich keine Neuentdeckungen Kunkels. Aber sie sind hier systematisch zusammengetragen und miteinander verknüpft. Ein Urteil für Kunsthistoriker*innen kann sich der Rezensent nicht anmaßen – aber für Historiker*innen dürfte dieses Buch eine sehr anregende Lektüre sein. (HK)



Philippe Cordez, Julia Saviello (Hg.), Fünfundfünfzig Objekte in Buchform, Berlin: Edition Imorde, 2020. ISBN 978-3-942810-46-3. 212 S., 115 Abb.

Wer sagt, dass eine wissenschaftliche Aufarbeitung und ein anspruchsvoll gelayouteter Katalog nicht zusammengehen können?

Dieses Buch ist schon haptisch ein Erlebnis und reiht sich damit in seinen eigenen Gegenstand ein: ungewöhnliche Bücher. Form follows eben manchmal doch function. Vom spätmittelalterlichen Reliquiar über das Pistolenversteck und die unvermeidlichen Säuerbuchdeckel bis hin zu Kissen und Laptoptasche werden hier 50 Objekte aus knapp siebenhundert Jahren Buchgeschichte gezeigt, die äußerlich ein Buch sind oder nachahmen: Fotoapparate, Nähkästchen und sogar ein Toilettensstuhl aus dem 18. Jahrhundert in edlem Folianten-Look. Das

Buch ist eines der Produkte einer Münchener Nachwuchsforschergruppe und schürt in 50 kurzen, aber größtenteils solide aufgearbeiteten Essays von jeweils nur zwei oder drei Seiten die Lust am Buch als Objekt. Dabei wurde wesentlich auf die nie publizierte Materialsammlung des Bibliothekars und Bibliografen Kurt Köster (1912–1986) zurückgegriffen, der von 1951 bis in die Mitte der 1970er Jahre die Deutsche Bibliothek leitete. Seine Karteikästen werden heute im Germanischen Nationalmuseum verwahrt und führten die Autor*innen zu manchem Schatz, der nun in einer Form dargeboten wird, die Köster sicher gefreut hätte. Eine konzise Einführung der beiden Herausgeber umreißt das Phänomen der „livres feints“, der Bücher, die eigentlich keine sind. Ansonsten sprechen vor allem die großformatigen, qualitätsvollen Fotografien für sich. Ein spannendes Buch, vor allem: ein wunderschönes. (HK)



Sybille Steinbacher, Katharina Rauschenberger (Hgg.): **Der Auschwitz-Prozess auf Tonband. Akteure, Zwischentöne, Überlieferung (= Kleine Reihe zur Geschichte und Wirkung des Holocaust 1)**, Göttingen: Wallstein, 2020. ISBN 978-3-8353-3679-7. 112 S., 6 Abb.

MENSCHLICHE PERSPEKTIVEN AUF DEN PROZESS GEGEN UNMENSCHLICHE VERBRECHEN

Im Herbst 2017 fügte die UNESCO ihrem Verzeichnis des Weltkulturerbes eine weitere

Dokumentensammlung hinzu: Die Tondokumente und Prozessakten des ersten Frankfurter Auschwitz-Prozesses (1963–1965). Diese „Ehrung durch die UNESCO bildet den vorläufigen Abschluss einer 50-jährigen Überlieferungsgeschichte, während deren die Tonbandmitschnitte des ersten Frankfurter Auschwitz-Prozesses mehrfach Gefahr liefen, für immer verloren zu gehen“. Ein Glück kam es anders, denn der Quellenwert der akustischen Überlieferung des Prozesses ist immens, wie die Herausgeberinnen des vorliegenden Bandes, Sybille Steinbacher, Direktorin des Fritz Bauer Instituts in Frankfurt am Main und ihre wissenschaftliche Mitarbeiterin Katharina Rauschenberger, durch die Auswahl der veröffentlichten Beiträge unter Beweis stellen. Ursprünglich lediglich als Gedächtnisstütze der Richter gedacht, kam den 103 Tonbändern mit 424 Stunden Material darauf bei der Urteilsfindung zunächst keine wichtige Rolle zu. Nach Abschluss des Prozesses entgingen die Aufnahmen durch die Initiative des Sekretärs des Comité International des Camps, Hermann Langbein, nur knapp der geplanten Löschung. Über Jahrzehnte gerieten sie in der Registratur der Staatsanwaltschaft Frankfurt in Vergessenheit, bis sie Ende der 1980er Jahre wiederentdeckt und an das Hessische Hauptstaatsarchiv in Wiesbaden abgegeben wurden, wo sie bis heute aufbewahrt werden. Seitdem ist es dem Fritz Bauer Institut, das sich der Erforschung der Geschichte und Wirkung des Holocausts widmet, gelungen, das gesamte Material

zu digitalisieren und der Öffentlichkeit zur Verfügung zu stellen.

Aus dieser hochinteressanten Quelle konstituieren sich die Beiträge des vorliegenden Bandes, der gemessen an der Fülle des Materials mit vier Aufsätzen nebst Grußwort und Einleitung recht kurzgehalten ist und somit viel Raum für weitere Arbeiten mit den Tonbandaufnahmen lässt. Im Gegensatz zu den Verhandlungsakten, in denen Aussagen häufig zusammengefasst wurden, gewähren die Audiomitschnitte unmittelbare Einblicke in das Prozessgeschehen. An dieser Stelle setzen die Beiträge an: Im Mittelpunkt des Erkenntnisinteresses stehen nicht die verhandelten Verbrechen, sondern die Verhandlung und ihre Akteur*innen selbst. Durch die Tonbandaufnahmen als Quelle können sprachliche Feinheiten, Stimmen und Zwischentöne in die Untersuchung miteinbezogen und neue Erkenntnisse über die Dynamiken des Prozesses gewonnen werden.

Neben einer Darstellung der Überlieferungsgeschichte der Tonbänder, die der Historiker Johannes Beermann-Schön unter Verweis auf die zeitgenössischen Kontexte liefert, widmen sich die übrigen drei Aufsätze des Sammelbands je einer Personengruppe, die am Prozessgeschehen beteiligt war. Katharina Stengel, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Fritz Bauer Institut, analysiert in ihrem Beitrag *Heute sind wir Zeugen* die Situation der Zeug*innen, die sich vor Gericht nicht nur ihren früheren Peinigern gegenübergestellt, sondern auch mit dem Verdacht der Unglaubwürdigkeit konfrontiert sahen. Am Beispiel der KZ-Überlebenden Erich und Otto Dov Kulka zeigt sie, wie die signifikant divergierenden Perspektiven von Zeug*innen und Gericht aufeinanderprallen konnten. Dies führte zu einer „Professionalisierung“ der

Zeugenaussagen, indem sich die Zeug*innen intensiv auf ihre Aussagen vorbereiten mussten, um von den Richtern als authentisch und glaubhaft wahrgenommen zu werden.

Der Sprachwissenschaftler Peter Davies rückt eine sonst wenig beachtete, aber entscheidende Gruppe in den Blick: Die Prozessdolmetscher*innen. Deren Selbstverständnis, Motive und Handlungen analysiert er anhand mehrerer Beispiele. Dabei macht er deutlich, dass Dolmetschen vor Gericht nie neutral, sondern immer auch mit ethischen Entscheidungen verbunden ist und führt darüber hinaus auch die Defizite einer vermeintlich neutralen, juristischen Sprache vor Augen, die den Erfahrungen der Opfer oftmals nicht gerecht wird.

Den Abschluss dieser Trias bildet Eva-Lotte Kalz' etwas theorielastig geratene Untersuchung des Auftretens der Strafverteidiger im Prozess. Diese machten sich mitunter den spannungsreichen Hintergrund des Kalten Krieges zu Nutze, um Zeug*innen aus Osteuropa und der DDR als „präpariert“ zu

diskreditieren und ihnen die Diffamierung und Ausplünderung der BRD im Auftrag kommunistischer Regierungen zu unterstellen. Die Tonbänder belegen die teilweise hitzige und emotionale Atmosphäre im Gerichtssaal, der so als Arena der Systemkonkurrenz missbraucht wurde. Darüber hinaus legt Kalz die Strategie der Verteidiger offen, durch autobiografische Exkurse eine Identifizierung der Richter mit den Angeklagten zu bewirken, getreu dem Motto „nur Hitler, Göring und Himmler waren Täter“.

Dem Fritz Bauer Institut ist mit dieser Veröffentlichung ein lesenswerter Sammelband zur Geschichte des ersten Auschwitz-Prozesses gelungen, der die Historiker*innen in der geneigten Leserschaft inspirieren dürfte, gelegentlich von der traditionellen Fixierung auf schriftliche Quellen abzulassen und sich des Erkenntniswertes anderer Überlieferungsmedien bewusst zu werden. Die über 400 Stunden Tonbandaufnahme bergen mit Sicherheit noch viel Potenzial für weitere bereichernde Forschungsarbeiten. (LO)



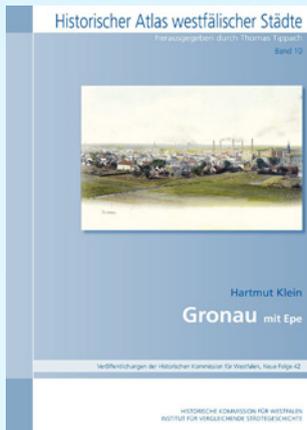
Harald Derschka, Jürgen Klöckler (Hg.), Der Bodensee. Natur und Geschichte aus 150 Perspektiven, Ostfildern: Jan Thorbecke, 2018. ISBN 978-3-7995-1724-9. 317 S., 230 Abb.

Zum 150. Geburtstag hat sich der *Verein für die Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung* selbst ein schönes Geschenk gemacht.

150 kurze, forschungsbasierte Beiträge liefern 150 Zugänge zum Gegenstand des Vereins: zu seiner Geschichte, Archäologie, Natur – und den rund um den See lebenden Menschen. Je eine Doppelseite gestalten die 150 Autor*innen mit ein oder zwei guten Abbildungen. Dorothee Guggenheimer

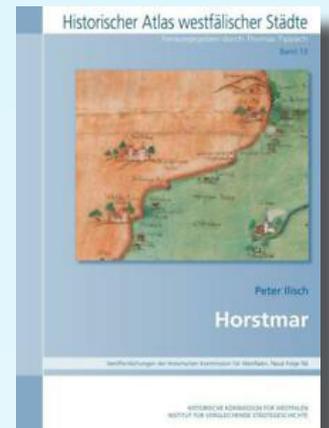
zeigt, wie im 18. und 19. Jahrhundert Kreditbeziehungen von Kaufleuten, nicht so sehr von Händlern, sich über den See spannten. Daniel Wilhelm beschreibt die seeübergreifende deutsch-schweizerische Versorgungsinfrastruktur in Sachen Gas seit den 1860er Jahren, Heiner Stauder Stadtrechtsfamilien rund um den Bodensee, Ulrich Knapp die Bildhauerwerkstatt Schenck, die sowohl in Konstanz und Salem als auch in Bischoffzell und St. Gallen wirkte. Diese wenigen Beispiele zeigen schon: Die Beiträge bieten eine enorme Bandbreite. Jede*r wird etwas Spannendes für sich finden. So einen schönen Band würde man sich auch anderen Regionen und Städten wünschen. (HK)

DER »HISTORISCHE ATLAS WESTFÄLISCHER STÄDTE«: KARTENWERKE



Hartmut Klein, Gronau mit Epe (Historischer Atlas westfälischer Städte 10), Münster: Ardey, 2018. ISBN 978-3-87023-407-2. 36 S., 12 lose Karten in Mappe.

Peter Illisch, Horstmar (Historischer Atlas westfälischer Städte 13), Münster: Ardey, 2020. ISBN 978-3-87023-446-1. 40 S., 9 lose Karten in Mappe.



Historische Kartenwerke sind immer Grundlagenarbeit, die in ihrem Wert für die Forschung kaum überschätzt werden können. Denn Geschichte spielt sich nun einmal nicht nur in der Zeit, sondern auch im Raum ab. Der Produktion historischer Topografien, Kartenwerke und Städtebücher wird entsprechend schon seit einem runden Jahrhundert in Deutschland starke Aufmerksamkeit zuteil, wobei dem Münsteraner Institut für Vergleichende Städteforschung eine besonders produktive Rolle zukommt. Hier entstehen gleich mehrere Atlas-Reihen, so auch der *Historische Atlas westfälischer Städte*. Jetzt ist mit **Peter Illigs** Band zu Horstmar, einer Kleinstadt von rund 6.500 Einwohnern im Nordwesten Nordrhein-Westfalens, ein neuer Band der Reihe erschienen. Und statt einer Besprechung nur dieses Bandes, soll hier ein kurzes Portrait der Reihe gegeben werden. Dazu lag neben dem neuen Horstmar-Band auch die Bearbeitung für das münsterländische Gronau, ganz nah an der niederländischen Grenze, zusammen mit der ehemals selbständigen, 1975 dann eingemeindeten Ortschaft Epe vor, die 2018 **Hartmut Klein** als Band 10 der Reihe erarbeitet hat.

Zunächst muss man wissen: Es gibt bereits ein älteres Inventar der westfälischen Städte, das Teil des 1939 vom Danziger Archivar und Stadthistoriker Erich Keyser ins Leben gerufenen *Deutschen Städtebuches* ist. Dieses *Handbuch städtischer Geschichte*, wie es im Untertitel heißt, erhob nach streng vorgegebenem Muster Basisinformationen – historische wie gegenwärtige, unter Einschluss von Geologie, Landschaftskunde und Archäologie – für alle deutschen Städte, regional gegliedert und in dicken Bänden publiziert. Bis 1974 sind so elf regionale Einzelbände erschienen. Sie sind bis heute Standardwerke, nicht nur für die Erstinformation, wenn man sich mit einer Stadt näher historisch befassen möchte, sondern auch für die vergleichende Städteforschung. In den 1990ern und frühen 2000ern sind neue Bände zu Schlesien, Hinterpommern und Berlin-Brandenburg dazugekommen bzw. überarbeitet worden. Neben diesem Standardwerk der deutschen Stadtgeschichtsforschung existieren noch eine Reihe weiterer Projekte, die spezielle Schwerpunkte setzen. Ein ähnlich langfristiges Handbuchprojekt etwa, das gerade

in vielen Regionen neu bearbeitet worden ist oder wird, ist „der Dehio“ – so benannt nach seinem Gründer, dem Kunsthistoriker Georg Dehio, offiziell aber betitelt: *Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler*. Ähnliches kann man für das *Handbuch der historischen Stätten Deutschlands* sagen: Hier stammen die ersten Bände aus den Jahren 1958ff., wurden seit den 1970ern einer umfassenden Neubearbeitung unterzogen und stehen vielfach jetzt schon in der dritten, neu bearbeiteten Auflage zur Verfügung. Auch hier werden, ebenso wie beim *Deutschen Städtebuch* oder beim „Dehio“, die Informationen strukturiert und knapp zusammengetragen, sodass auch vergleichende Studien erleichtert werden. Diesen drei großen, stadtgeschichtlichen Handbuchprojekten an die Seite stellt sich nun für Westfalen der *Historische Atlas westfälischer Städte*. Er ergänzt einerseits durch einen tieferen Blick in die archivalische Überlieferung und Abbildungen, die in den Handbüchern rar bis nicht vorhanden sind – etwa Stadtansichten oder historische Pläne –, vor allem aber durch akribisch aufbereitetes Kartenmaterial, das als Ausfaltkarten in gut nutzbarer Größe beiliegt. Deshalb auch ist der *Historische Atlas* ein Mappenwerk und kein gebundenes Buch. Wie viele und welche Karten beigefügt werden, variiert mitunter. Vier sind aber immer mit dabei: Eine moderne Umzeichnung der preußischen Urkatasterkarte aus dem ersten Drittel des 19. Jahrhunderts im Maßstab 1:2.500, die für jede westfälische Ortschaft zu den wichtigsten topographischen Quellen zählen dürfte; eine moderne Stadtkarte und eine Karte der Wachstumsphasen im Maßstab 1:5.000, um die Entwicklung der Stadt nachvollziehen zu können; und schließlich eine historische Umlandkarte im Maßstab 1:25.000. Das

sind wohl überlegte Standards, die in allen Bänden strikt eingehalten werden. Ermöglicht wird dadurch im Übrigen auch der Anschluss an die nationale und internationale Stadtforschung: Der *Deutsche Städteatlas*, der seit 1973 erscheint, geht ganz genauso vor, ebenso andere regionale Reihen wie der *Rheinische Städteatlas*, und eine Reihe europäischer Kartenwerke.

Nicht ganz deutlich wird freilich auf den ersten Blick die Abgrenzung des *Historischen Atlas westfälischer Städte* gegenüber dem bereits seit den 1970ern – ebenfalls unter der Ägide des Münsteraner Instituts für Vergleichende Stadtgeschichte – erscheinenden *Westfälischen Städteatlas*. Man kann sie in der Zielgruppe mehr vermuten, als dass das irgendwo explizit gemacht würde, denn in den Paratexten wird das „Erleben“ von Ortsgeschichte besonders betont. Besondere Themenschwerpunkte betonen außerdem das jeweils örtlich Besondere, bei Horstmar etwa die landesherrliche Burg der Bischöfe von Münster, bei Gronau die Grenzlage und die wichtige Textilindustrie. Während die „Lieferungen“ des *Westfälischen Städteatlas* klar vom ortsrechtlichen Status bei Erstellung der Urkatasterkarten ausgehen und letztlich zu einem Gesamtwerk beitragen, also die wissenschaftliche Vergleichbarkeit der behandelten Orte im Mittelpunkt steht, ist der *Historische Atlas* freier in seiner Auswahl und der Bearbeitung seiner Gegenstände, stehen die Mappen mehr für sich. Und: Es dürfte letztlich mehr geben, weil der Status als Stadt, Freiheit, Markt etc. im Gegensatz zum *Westfälischen Städteatlas* keine Rolle spielt. Gut so. Man freut sich auf mehr. Und die spannende Städtelandschaft Westfalens kann die zwei Reihen nebeneinander durchaus vertragen. (HK)



Dagmar Kleineke (Hg.), Autobiographische Schriftgut. Die handschriftlichen Aufzeichnungen des Johann Justus Kraut aus Dahlenrode (1766–1843) (Quellen und Darstellungen aus der Geschichte Niedersachsens 142), Hannover: Wehrhahn, 2019. ISBN 978-3-86525-732-1. 152 S., 17 Abb.

Eine Biografie an der Wende vom Alten zum Neuen Europa, die jetzt durch einen glücklichen Zufallsfund ins Ar-

chiv und auch in eine lesenswerte Edition gebracht worden ist. Johann Justus Kraut kommt aus kleinbäuerlichen Verhältnissen, aus einem Dorf im Landkreis Göttingen, das heute wohl kaum jemand auch nur in der nahen Universitätsstadt kennt. Sein frühes berufliches Leben ist zunächst durchaus nicht ungewöhnlich: Arbeit im Landen des Onkels, dann als Diener in lokalen Familien wie den Hansteinern, bei Familie Siemens und bei Graf Hans Ernst von Hardenberg. Interessante Schlaglichter, die sich hier finden, und ein frischer Blick auf die Alltagsgeschichte des Ancien Régime in Südniedersachsen. Dann der Zug in die Stadt, die Ausbildung als Feinmechaniker. Genau hier aber, in der Werkstatt seines Meisters Klindworth, fiel der junge Kraut dessen vermutlich bedeutendsten Kunden auf: dem Hochschullehrer Georg Christoph Lichtenberg. Es folgt ein Universitätsstudium, dann die Rückkehr in die Provinz, als Landschullehrer in seinem

Heimatdorf Dahlenrode, in Harkenblick und Jühnde. Erst die politischen Umstände zwingen Kraut erneut zum Umzug, diesmal nach Bremen, wo er sich gleich neu erfindet: als „*artiste mécanicien*“ wirkt er dort noch drei Jahrzehnte und erlangt Zugang zur gebildeten Bremer Bürgerschaft. Sogar in die „Kommission für Maße und Gewichte“ wird er berufen. Sein Sohn baut sich als Teilhaber einer bedeutsamen Maschinenfabrik in Hamburg ein eigenes berufliches Standbein auf. Bei ihm stirbt Kraut 1843 in hohem Alter.

Dieses spannende Leben hat er selbst in einer Autobiografie hinterlassen, die von der Herausgeberin Dagmar Kleineke zusammen mit umfangreichem Begleitmaterial herausgegeben worden ist. Dabei konnte sie auf familiengeschichtliche Vorarbeiten aus den 1940er Jahren zurückgreifen. Einzelne Stationen der Kraut'schen Vita werden von ihr in einem zweiten, gut bebilderten Teil ausführlich erläutert. So wird der Text erst wirklich zum Leben erweckt. Ein eindruckliches Buch, das gerade für die Alltags- und Sozialgeschichte Südniedersachsens und Bremens in den wichtigen Transformationsjahrzehnten nach 1800 viele spannende Einsichten bietet. (HK)



Daniela Schulte, Die zerstörte Stadt. Katastrophen in den schweizerischen Bilderchroniken des 15. und 16. Jahrhunderts (Medienwandel – Medienwechsel – Medienwissen 41), Zürich: Chronos, 2020. ISBN 978-3-0340-1436-6. 248 S., 41 Abb.

In dieser mit 200 Seiten Textteil angenehmen kompakten Zürcher Dissertation werden die vor allem in Bern und Zürich entstandenen,

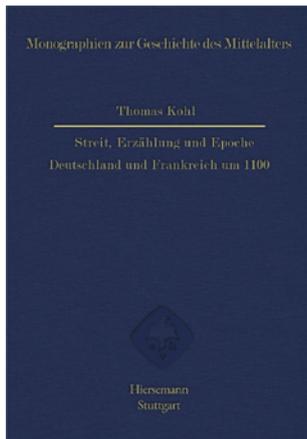
vielfach intertextuell miteinander verbundenen Schweizer Bilderchroniken des 15. und 16. Jahrhunderts auf ihre Darstellung von Stadtzerstörungen durch Naturkatastrophen hin befragt. Dabei werden auch die späten und noch nicht so stark erforschten Arbeiten von Christoph Silberysen (1576) und Johannes Stumpf (Druck: *Gemeiner loblicher Eydgnoschafft Stetten Landen vnd Völckeren Chronik wirdiger thaaten beschreybung*, um 1547) mit berücksichtigt.

Die Arbeit gliedert sich, abgesehen von rahmender Einleitung und Fazit, in drei große Kapitel (= Kapitel 2 bis 4): Im zweiten werden die Bilderchroniken selbst vorgestellt und eine Heuristik erarbeitet, wie aus ihnen Katastrophen(bilder) herauszuarbeiten seien. Dabei wird insbesondere das Baseler Erdbeben von 1356 näher in den Blick genommen. Hier geht es aber noch nicht so sehr um das Narrativ, sondern um die zu beschreibenden Elemente, etwa Seitenlayouts und das Verhältnis von Bild und Text im Allgemeinen. Ansonsten geht es in diesem Kapitel vor allem um Quellenkritik und das Material selbst. Das kann naturgemäß, da die meisten Schweizer Bilderchroniken schon gut erforscht sind, nicht sehr viel Neues bieten.

Aber die Synthese gelingt gut und wird für jede*n immer wieder hilfreich sein, der oder die sich wieder einmal mit diesen hochspannenden Handschriften beschäftigt.

Kapitel 3 behandelt dann *[d]ie Katastrophe als Ereignis*. Hier geht es im Wesentlichen um den Stellenwert der Katastrophe selbst für den erzählerischen Gesamtzusammenhang, also für den jeweils individualisierten Blick auf die dargebotene Geschichte. Dabei werden wiederkehrende Motive und Modi des Erzählens identifiziert. Auch das ist alles nicht so furchtbar überraschend, wofür aber natürlich die Verfasserin wenig kann.

Wirklich spannend ist das vierte Kapitel, in dem es um *[d]ie Wiederherstellung von Ordnung* geht. Denn hier geht es im engeren Sinne darum, wie mit Katastrophen aktiv Sinn produziert wird. Wie erklärt man Katastrophen? Welche Rolle spielt der Umgang der Akteure damit? Wie finden die Folgen gesellschaftliche Bewältigung? Wann und wie stellt sich wieder ein Normalzustand ein? Das alles sind spannende Fragen, auf die sich hier Antworten aus dem chronikalischen Material finden. Manchmal hätte man sich hier und an anderen, zusammenfassenden Stellen pointiertere Formulierungen gewünscht. Dass etwa die „Schilderungen von Brandstiftungen [...] in den Chroniken als Fälle der Delinquenz betrachtet werden“ (S. 207), verwundert nicht – als was sollte man sie sonst betrachten? Die Einzelfallbetrachtungen von Daniela Schulte (S. 169ff.) sind zum Glück viel interessanter als diese blasse Zusammenfassung. (HK)



Thomas Kohl, Streit, Erzählung und Epoche. Deutschland und Frankreich um 1100 (Monographien zur Geschichte des Mittelalters 67), Stuttgart: Hiersemann, 2019, ISBN 978-3-7772-1926-4. 559 S.

Die hier anzuzei-
gende Studie von
Thomas Kohl ist
die überarbeitete
Version der 2015
an der Eberhard
Karls Universität
in Tübingen ange-

nommenen Habilitationsschrift. Sie handelt, wie der Titel suggeriert, um Deutschland und Frankreich um 1100. Streit, Erzählung und Epoche werden behandelt. Zugegeben, der Leser fragt sich nicht zu Unrecht, worin der Inhalt dieses Buches besteht. Keine Frage, die Zeit um 1100 wird auch von dem nicht fachwissenschaftlich orientierten Publikum am ehesten in Verbindung mit dem ‚Gang nach Canossa‘ Heinrichs IV. im Jahre 1077 gebracht, der gerade in den letzten Jahren für viel Diskussionsstoff sorgte.¹ Aber Kohl thematisiert nicht dieses scheinbar altbekannte Ereignis der Salierzeit (1024–1125), die im öffentlichen Gedächtnis häufig nur auf einzelne Episoden, wie den sogenannten ‚Investiturstreit‘, die Synode von Sutri 1046, das Wormser Konkordat von 1122 oder eben Canossa reduziert wird.

Kohl nimmt sich der in den letzten Jahren auch in der deutschsprachigen Forschung, speziell von Gerd Althoff bearbeiteten

Konfliktforschung an.² Ungewohnt ist aber der zeitliche und lokale Schwerpunkt, denn der Autor beschäftigt sich mit Konfliktfällen in Deutschland und Frankreich um 1100. Gerade die Zeit nach Canossa, insbesondere die nach 1100, wurde in der Forschung in der Tat deutlich weniger in den Fokus gerückt als die ‚Vorgeschichte‘ von Heinrichs Bußgang.³ Allerdings ergibt sich bei der geographischen Schwerpunktsetzung ein grundlegendes Problem. Was ist eigentlich mit Deutschland und Frankreich um 1100 gemeint? Inwiefern sind diese Begriffe überhaupt zulässig für die Salierzeit? Es scheint, dass Kohl sich bei der Titelfestlegung an der großen Arbeit des 1997 verstorbenen Carlrichard Brühl *Deutschland – Frankreich. Die Geburt zweier Völker*⁴ aus dem Jahr 1990 orientierte, erstaunlicherweise aber, ohne dieses Buch im Literaturverzeichnis überhaupt zu erwähnen. Es wäre zumindest eine kritische Hinterfragung solcher Begrifflichkeiten wünschenswert. Etwas ernüchternd ist darüber hinaus, dass der Titel Erwartungen schürt, die das Buch nicht einhalten kann, denn die Konfliktbeispiele stammen aus der Grafschaft Anjou und Maine im Westen Frankreichs und dem Herzogtum Schwaben (S. 56). Wäre es nicht sinnvoller, dies auch im Titel so zu vermerken?

¹ Vgl. besonders Johannes Fried, *Canossa. Entlarvung einer Legende. Eine Streitschrift*, Berlin 2012 sowie dens., *Der Pakt von Canossa. Schritte zur Wirklichkeit durch Erinnerungsanalyse*, in: *Die Faszination der Papstgeschichte. Neue Zugänge zum frühen und hohen Mittelalter*, hrsg. von Wilfried Hartmann/Klaus Herbers (Forschungen zur Kaiser- und Papstgeschichte des Mittelalters. Beihefte zu J. F. Böhm, *Regesta Imperii* 28), Köln/Weimar/Wien 2008, S. 133–197. Dagegen besonders Steffen Patzold, *Frieds Canossa. Anmerkungen zu einem Experiment*, in: *Geschichte für heute. Zeitschrift für historisch-politische Bildung* 6/2 (2013), S. 5–39, dens., *Gregors Hirn. Zu neueren Perspektiven der Forschung zur Salierzeit*, in: *Geschichte für heute. Zeitschrift für historisch-politische Bildung* 4/2 (2011), S. 5–19, und Gerd Althoff, *Das Amtsverständnis Gregors VII. und die neue These vom Friedenspakt in Canossa*, in: *Frühmittelalterliche Studien* 48 (2014), S. 261–276, des Weiteren die Rezensionen aufgelistet bei Jörg Bölling, *Zwischen Regnum und Sacerdotium. Historiographie, Hagiographie und Liturgie der Petrus-Patrosinien im Sachsen der Salierzeit (1024–1125)* (Mittelalter-Forschungen 52), Ostfildern 2017, S. 15 Anm. 5.

² Vgl. dazu die in der Habilitationsschrift aufgelisteten Schriften Althoffs (S. 496 f.).

³ Vgl. Claudia Zey, *Der Investiturstreit – Neuere Perspektiven der Forschung*, in: *Konflikt und Wandel um 1100. Europa im Zeitalter von Feudalgesellschaft und Investiturstreit*, hrsg. von Thomas Kohl (Europa im Mittelalter 36), Berlin/Boston 2020, S. 13–31, hier S. 30.

⁴ Carlrichard Brühl, *Deutschland – Frankreich. Die Geburt zweier Völker*, 2. Aufl. Köln/Wien 1995.

Kohl beginnt seine Studie mit einem umfangreichen Kapitel über die verschiedenen Quellen (S. 61–97). Hier fällt besonders auf, dass im Gegensatz zu Schwaben, wo die historiografischen Quellen überwiegen, im westfranzösischen Raum „die Privaturkunden und Notizen den bei weitem größten Teil der Überlieferung“ (S. 70) ausmachen. Insofern ist diese disparate Quellenlage immer in den einzelnen Kapiteln zu berücksichtigen.

In den folgenden – mal mehr, mal weniger umfangreichen – Kapiteln arbeitet der Autor die unterschiedlichsten Konfliktarten heraus. Es kann an dieser Stelle nicht auf Details eingegangen werden, sondern nur auf wesentliche Ergebnisse. Gerade im westlichen französischen Raum begegnen überwiegend Besitzkonflikte (S. 99–156). Man könnte meinen, dass sich diese zumeist in der Adels- oder geistlichen Schicht zutragen, aber die soziale Vielfalt ist erstaunlich (S. 107). Anders ist dies bei den in Schwaben ausgetragenen Konflikten, wo bedeutend weniger Fälle nachweisbar seien, die fast ausschließlich auf die „Eliten“ (S. 115) beschränkt sind.

Deutlich vielfältigere Beispiele kann Kohl bei den ‚Bürgerkriegen‘ (S. 157–237) nennen. Hier waren vor allem die „Gruppen, die im Rang unmittelbar unter den Herrschern angesiedelt waren, – die Fürsten im Reich und die Burgherren im Anjou“ (S. 233), involviert. Sicherlich schwierig ist es hier allgemeingültige Parameter für die Konfliktführung und -beilegung zu finden, zu unterschiedlich waren die entsprechenden Anlässe.

Besonders interessant ist der folgende Abschnitt über die Bischöfe (S. 239–309). Durch das neue Verständnis des Bischofsamtes in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts wandelte sich auch deren Verhältnis zu Konflikten. Dass die vorherige Konfliktbeilegung durch weltliche Herrschaftsträger im Zuge der Kirchenreform nicht mehr akzeptabel war, verschärfte die Problematik. Erst eine Stabilisierung in den 1090er Jahren löste dieses Dilemma.

Nachfolgend werden ausführlich lang andauernde Konflikte thematisiert (S. 311–357). Gerade anhand von Streitigkeiten um Be-

sitzungen zwischen Klöstern und anderen geistlichen Institutionen verdeutlicht Kohl, wie umständlich und mit welchen Methoden gearbeitet wurde. Eindrücklich zeigt sich dies bei der Auseinandersetzung um die Kirche von Craon, wo sogar die Anreise der Gegner behindert wurde, um ein gerichtliches Urteil zu verhindern.

Im letzten inhaltlichen Kapitel werden Statuskonflikte im Kloster behandelt (S. 359–443). Damit ist gemeint, welche Argumente die Klöster in den Konflikten anführten, um ihre Unabhängigkeit von der bischöflichen Amts- und Gerichtsgewalt zu erlangen. Die Beispiele sind sehr unterschiedlich, sodass hier nur wenige einheitliche Ergebnisse zu schildern sind.

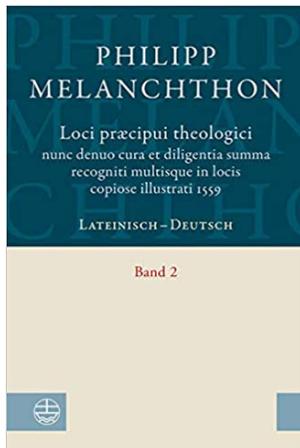
In seinem sehr umfangreichen vergleichenden Fazit (S. 445–477) fasst Kohl die wichtigsten Ergebnisse seiner Arbeit zusammen und kommt zu einigen weiterführenden Erkenntnissen. Besonders interessant ist die Beobachtung, dass es „in Schwaben nach 1077 in jedem Bistum zu Schismen kam, [so] war dies im westlichen Frankreich höchstens einmal der Fall.“ (S. 448 f.).

Anschaulich sind die vielen Beispiele, die diese Monografie überaus spannend, an manchen Stellen geradezu packend machen. Sicherlich ‚erschlägt‘ die Leser*innen diese Vielzahl an Exempeln manchmal, aber gerade die in der deutschsprachigen Forschung eher unbekannt westfranzösischen Fallstudien erlauben ein tieferes Verständnis dieser Zeit. Da Kohl darauf verzichtet, im Fließtext längere lateinische Quellenzitate einzubauen, ist die Untersuchung auch für die Lehre nützlich, können doch viele Einzelbeispiele so als Überblick zur vertiefenden Analyse herangezogen werden.

Ein Abkürzungs- sowie ein umfangreiches Quellen- und Literaturverzeichnis, ebenso zwei Karten und ein Personen- und Ortsregister runden die Studie ab. Leider ist das Literaturverzeichnis nicht ganz frei von Fehlern (manchmal fehlende Reihentitel). Dafür besticht es durch ein großes Repertoire fremdsprachiger Forschungsliteratur, die stets auf dem neuesten Stand ist.

Insgesamt ist Kohl eine wichtige Studie gelungen, die die Forschung nachhaltig bereichern wird. Schade, dass der hohe Preis von

188 Euro eine breite Rezeption auch außerhalb des Fachkollegiums verhindern wird. Das Buch hätte es verdient. (TB)



Philipp Melanchthon, Loci praecipui theologici nunc denuo cura et diligentia summa recogniti multisque in locis copiose illustrati 1559, lateinisch-deutsch, hg. u. übers. von Peter Litwan und Sven Grosse unter Mitarbeit von Florence Becher-Häusermann, 2 Bde., Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt, 2018, 2020. ISBN 978-3-374-05296-7. 550 + 548 S.

Melanchthons *Loci communes* („Allgemeinplätze“ bzw. besser „Allgemeine Grundlagen“) von 1521 gehören zu den wichtigsten theologischen Schriften der Reformationszeit. Was Luthers Katechismen für die Breitenwirkung der neuen Lehre, sind Melanchthons *Loci* für die Tiefenentfaltung einer Konfession in der Phase ihrer Selbstfindung. Mehrfach hat sie der Reformator noch selbst überarbeitet und auch erheblich erweitert – bis zu einer vierten Ausgabe von 1559, deren leicht veränderter Titel nun nicht mehr *Loci communes (rerum theologicarum)*, sondern *praecipui theologici*, also in etwa „Die vornehmlichen Grundsätze der Theologie“, lautete.

Genau diese Ausgabe liegt jetzt in einer zweibändigen, vollständig lateinisch-deutschen Edition vor. Gemeinsam mit der schon seit 1931 vorliegenden Übersetzung der Erstfassung von 1521 (besser freilich noch mit der 1993 von Horst Pöhlmann vorgelegten lat.-dt. Ausgabe, 2. korr. Aufl. 1997) lässt sich nun bequem die Entwicklung einzelner Thematika aufzeigen, die Melanchthon mitunter erheblichen Veränderungen unterzogen hat.

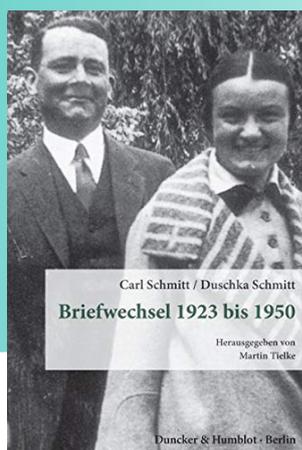
Dafür wäre allerdings auch die Edition der Auflagen von 1535 und 1545 sowie der seit 1538 verlegten deutschen Übersetzungen hilfreich. Aber immerhin kann man hier schon einmal Start- und Endpunkt einer großen intellektuellen Beschäftigung ziemlich gut greifen.

Die Übersetzung hält sich eng an den lateinischen Text, was mitunter etwas anstrengend, aber der Sache angemessen ist. Zitierte Bibel-, Kirchenväter- oder Klassikerstellen sind sämtlich im Apparat nachgewiesen und über Register erschlossen, ansonsten halten sich die Editoren mit Kommentaren zurück. Auch die Einleitung ist zweckdienlich, aber kurz. Praktisch ist das neben Allegaten, Personen und Orten ebenfalls eingefügte Begriffsregister, mittels dessen man zentrale theologische Begriffe durch das Werk verfolgen kann. Hier zeigt sich auch der Gewinn des zweistufigen Übersetzungsverfahrens (vgl. dazu Bd. 1, S. XXV), bei dem zuerst eine prima-vista-Übersetzung hergestellt und diese dann konsequent auf einen stringenten theologischen Begriffsgebrauch hin überprüft wurde. Herausgekommen ist eine wichtige Edition, die nicht nur Theolog*innen, sondern eben auch Reformationshistoriker*innen ein wichtiges Handwerkszeug sein wird. (HK)

ZWEIMAL SCHMITT: NEUE BRIEF-AUSGABEN AUS DEM NACHLASS DES „KRONJURISTEN DES DRITTEN REICHS“

Reinhard Koselleck – Carl Schmitt. Der Briefwechsel, 1953–1983, und weitere Materialien, hg. von Jan Eike Dunkhase, Berlin: Suhrkamp, 2019. ISBN 978-3-518-58741-6. 459 S.

Carl Schmitt/Duschka Schmitt. Briefwechsel 1923 bis 1950, hg. von Martin Tielke, Berlin: Duncker & Humblot, 2020. ISBN 978-3-428-15845-4. 440 S.



Altersunterschieds wegen; Koselleck war 35 Jahre jünger als Schmitt – sicher keine alltägliche war. Besonders eindrücklich kann man in den Briefen ab 1953 die gedankliche Entwicklung Kosellecks hin zum Abschluss seiner Heidelberger Dissertation *Kritik und Krise* von 1954 und den Einfluss nachvollziehen, den Schmitt auf diese

Schrift gehabt hat. Das ist gerade jetzt, wo die Politikunfähigkeit der Aufklärungsverfechter wieder stärker behauptet wird, eine nicht nur historisch eindrückliche Lektüre. In späteren Jahren distanzierte sich Koselleck dann merklich von Schmitt, ohne dass es je zum Bruch zwischen beiden kam.

Eines wird sich für immer dem Zugriff der Historiker*innen entzogen haben: nämlich die persönlichen Gespräche, die bei den Besuchen Kosellecks auf Schmitts Alterssitz im sauerländischen Plettenberg stattfanden. Regelmäßig bedankt Koselleck sich für die Gastfreundschaft bei den Schmitts; selten aber nimmt er Bezug auf die Themen, die bei dieser Gelegenheit angesprochen wurden. Von diesen Treffen berichtete Koselleck in einem Interview, das er 1994 dem Siegener Geschichtsstudenten Claus Peppel gab und das ebenfalls im vorliegenden Band gemeinsam mit anderen Materialien (Rezensions-

Wenn der „Kronjurist des Dritten Reiches“ (so Waldemar Gurian schon 1934 aus dem Schweizer Exil) und der vielleicht „bedeutendste deutsche Historiker des 20. Jahrhunderts“ (DIE ZEIT) über drei Jahrzehnte miteinander in regem Austausch standen, erwartet man fast schon Fundamentales. Das bietet diese neue Briefausgabe vielleicht nicht; aber doch viele neue und eindrückliche Einblicke in die Ideengeschichte der Bundesrepublik.

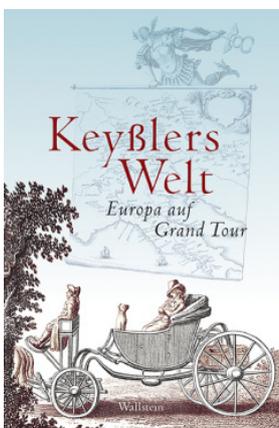
Die über 100 Briefe werfen Licht auf die langjährige und durchaus wandelbare Beziehung zwischen den beiden sehr unterschiedlichen Intellektuellen, die – schon des

entwürfen, Briefen über Schmitt an andere Kollegen etc.) mit abgedruckt ist (S. 373–319). Die Aufzeichnungen entstammen einem Interview-Projekt über solche Gespräche Schmitts mit „bildungsbürgerlichen Eliten“ (wie es im Projekttitel heißt), das die Stadt Plettenberg in den 1990er Jahren gemeinsam mit Jochen Reulecke, damals noch an der Gesamthochschule Siegen Professor für Neuere und Neueste Geschichte, durchgeführt hat. Die Ergebnisse sind leider nie veröffentlicht worden. Hier steht nun wenigstens ein Teil davon der Forschung zur Verfügung.

Der Bibliothekar **Martin Tielke** hat sich in den letzten Jahren intensiv mit Schmitt und seinem Nachlass beschäftigt: 2015 hat er bereits gemeinsam mit Gerd Giesler den Briefwechsel zwischen Schmitt und Werner Sombart nebst Familie herausgegeben; 2018 folgten dann die Schmitt'schen Tagebücher der Jahre 1925 bis 1929. Nun also folgt eine Auswahl-edition aus der umfangreichen Korrespondenz Schmitts mit seiner zweiten Frau Duschka aus den Jahre 1923 bis 1950, also der Zeit zwischen ihrer Hochzeit und Duschkas Tod in Heidelberg. Dabei sind nicht nur die eigentlichen Briefe berücksichtigt worden, sondern auch Briefentwürfe und einige Abschriften in Schmitts Tagebüchern. Letzteres ist besonders für die frühe Phase, als beide sich kennenlernten, wichtig. Während des Krieges lebten die beiden meist zusam-

men und sind entsprechend kaum Briefe überliefert. Umfangreich und auch inhaltlich sicher am bedeutsamsten wird der briefliche Austausch dann aber nach Kriegsende, insbesondere in den Jahren 1946 und 1947, als Schmitt von den Amerikanern inhaftiert wurde und ein Kriegsverbrecherprozess drohte. Aus dieser intensiven Zeit liefert ein nicht minder intensiver Briefwechsel zwischen den Eheleuten wichtige Einsichten für Schmitts Biografie und Einblicke in seine Weltsicht. Sie zeigen mitunter auch andere Perspektiven als seine Selbstdarstellung dieser Zeit in *Ex captivitate salus* (1950). Interessant ist aber vor allem das Alltägliche, sind etwa die Lektüren während seiner Haftzeit, über die er berichtete, oder Schmitts wieder wachsende Religiosität.

Der schwierige Carl Schmitt wird sicher noch einige Generationen beschäftigen. Sein enormer Nachlass wird es auch. Ob die lesenswerte Schmitt-Biografie von Reinhard Mehring (*Carl Schmitt: Aufstieg und Fall*, 2009) dadurch in absehbarer Zeit noch einmal eine Revision erfahren wird – wer weiß. Aber dichter werden unsere widersprüchlichen Vorstellungen von diesem höchst widersprüchlichen Geist allemal mit jeder neuen Quellenpublikation werden. Hoffen wir also, dass es mit dieser Geschwindigkeit weitergehen wird. (HK)



Achatz von Müller, Pascal Griener u.a. (Hg.), Keyßlers Welt. Europa auf Grand Tour, Göttingen: Wallstein, 2019. ISBN 978-3-8353-3186-0. 336 S., 62 Abb.

Der Band dokumentiert die Beiträge einer Tagung auf Schloss Gartow an der Elbe, wo bis heute die Grafen von Bernstorff residieren. Der titelgebende Johann Georg Keyßler

(1693–1743), ein wichtiger Reiseschriftsteller der Frühaufklärung, war Hofmeister von zwei Grafen aus diesem Geschlecht. Seine *Neueste[n] Reisen durch Deutschland, Böhmen,*

Ungarn, die Schweiz, Italien und Lothringen von 1740/41 wurden nicht nur mehrfach neu aufgelegt, sondern auch in mehrere europäische Sprachen übersetzt. Insofern soll er als ein „Scharnier der europäischen kulturellen Wahrnehmungen des späten 17. und gesamten 18. Jahrhunderts“ (S. 13) dienen, soll die wissenschaftlichen Interessen der alten (Reise-)Welt mit den ästhetischen der heraufziehenden neuen in Beziehung bringen.

Die insgesamt 18 Beiträge werden in drei Sektionen gruppiert. Die erste titelt *Bewegte Köpfe* und behandelt Keyßler oft nur en passant,

als Einstieg oder Gegenfolie, um eigentlich andere Kavaliertouren und Reiseanlässe zu betrachten. Positiv hervorzuheben ist allerdings der Beitrag von Wolfgang Kemp, der Beschreibungen von Keyßler und Montaigne gegenüberstellt. Die zweite Sektion *Italien als Modell* handelt über Italienberichte, insbesondere solche, die sich mit dem antiken Erbe Roms befassen, das auch Keyßler fasziniert hat. So wird er denn in den Beiträgen dieser Sektion regelmäßig wenigstens als Aufhänger verwandt – auch wenn die davon ausgehende Einordnung in größere Diskurs-traditionen dann mitunter überwiegt und den eigentlichen Anlass an den Rand drängt. Besonders lesenswert in dieser Sektion: Lucas Burkart über das „Reiseziel Museum“.

Unter dem Titel *Imaginäre Verwandtschaften* geht es dann um noch größere diskursive Kontexte. Interessanterweise sind gerade in diese Sektion aber auch die beiden im engeren Sinne biografischen Beiträgen zu Keyßler zugeordnet worden. Daneben führt etwa Miriam Volmert in ihrem interessanten Beitrag die Leser*innen in eine gerade erst in der Entfaltung begriffene neue Gattung – die Karikatur – ein, während Ulrike Steierwald in ihrem Beitrag über die Literalisierung des Reisens im 18. Jahrhunderts die in der Einleitung formulierte These vom Keyßlerschen Reisebericht als „Scharnier“ (S. 13) aufgreift, indem sie ihm eine Schwellenposition am „Übergang von der aristokratischen Grand

Tour hin zur bürgerlichen Bildungsreise“ (S. 232) zuspricht.

Wie jeder Tagungsband hat auch dieser seine Disparitäten – dieser hier aber vielleicht noch etwas mehr als andere. Denn ein bisschen mehr Verbindung als die äußere Gemeinsamkeit „Reisen“ hätte man sich bei den Beiträgen über andere europäische Reisende schon gewünscht, zumal einmal bis ins 15. Jahrhundert zurück-, mehrmals ins 19. Jahrhundert vorgegriffen wird. Solange der Band bei seinem Kerngeschäft, der Reisekultur der Aufklärungszeit, bleibt, bietet er viele durchaus interessante Einzelbeobachtungen. Die Spannung der Reiseliteratur, aus „literarischer Inszenierung durch Topik und Bedeutungsgestik“ einerseits, „und zugleich aus Beobachtetem, Erlebtem, Wahrgenommenem“ andererseits zu bestehen (S. 10), fängt er immer wieder überzeugend ein. Aber er bleibt letztlich beim Impressionistischen. Insbesondere die Einleitung hätte hier etwas mehr Systematisierung und Einbindung in bestehende Kontexte bieten können als sie das tut. Wenigstens auf die 2009 erschienene Osnabrücker Dissertation von Winfried Siebers *Johann Georg Keyßler und die Reisebeschreibung der Frühaufklärung* hätte man verweisen können; sie taucht erst später in manchen der Beiträge auf. So bleibt der Band ein Sammelsurium zur europäischen Reiseliteratur und verschenkt doch einiges an Potenzial. (HK)

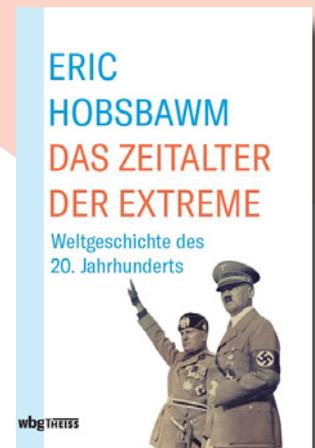
Eric Hobsbawm, Das kurze 20. Jahrhundert, Darmstadt: WBG Theiss 2019. ISBN 978-3-8062-3894-5. 1260 S.

Die Werke nur weniger Historiker*innen können auch in einem wörtlichen Sinne den Anspruch erheben, Epoche gemacht zu haben. Bei Eric Hobsbawm ist dies jedoch zweifellos der Fall. Auch im deutschsprachigen Raum ist das Projekt der Epochalisierung des 19. und 20. Jahrhunderts wesentlich mit den Titeln der Übersetzungen von *The Age of...* verbunden, Hobsbawms groß angelegtem, vierbändigem Opus Magnum über die Geschichte seit der Französischen Revolution bis zum Zusammenbruch der Sowjetunion. Gemeinsam mit der Autobiografie des britischen Historikers, *Gefährliche Zeiten*, ist das 1995 erstmals in deutscher Sprache veröffentlichte Werk *Das Zeitalter der Extreme* nun als Nachdruck bei wbg THEISS erschienen. Die Zusammenfassung der beiden Bücher in einem Schuber und unter dem Titel *Das kurze 20. Jahrhundert* (zwei Bände) war naheliegend, hatte doch Hobsbawm beinahe die gesamte Zeit, die in *Das Zeitalter der Extreme* beschrieben wird, selbst miterlebt. Bevor wir uns der Autobiografie des großen Intellektuellen nähern, werfen wir zunächst einen Blick auf seine historische Darstellung des vergangenen Jahrhunderts. Deren Anliegen ist mit dem Untertitel des Bandes rasch bezeichnet, Hobsbawm möchte eine Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts schreiben. Freilich kann dies nicht ohne vorherige Einschränkung gelingen: Der Autor orientiert sich in seiner Darstellung an den extremen Gegensätzen des Jahrhunderts. Sie sollen ihm dabei helfen, Ordnung in das so chaotische Säkulum zu bringen. Zu drei bestimmenden Epochen gruppiert Hobsbawm die vielfältigen und widersprüchlichen Entwicklungen, weshalb „die Struktur des Kurzen 20. Jahrhunderts wie eine Art Triptychon oder historischer Sandwich“¹ erscheine. Um im Bild des Sandwiches zu bleiben, umfasst die erste Brotstunde die Jahre 1914–1945, die beiden Weltkriege und

die Zwischenkriegszeit unter der Überschrift *Das Katastrophenzeitalter*.

Der Aufstrich repräsentiert, überschrieben mit *Das Goldene Zeitalter*, die knapp drei Jahrzehnte nach Kriegsende, welche von Wirtschaftswachstum und einer bis dahin beispiellosen sozialen Transformation geprägt waren.² Die zweite Scheibe, im Buch bezeichnet als *Der Erdrutsch*, umfasst die Jahre nach diesem Boom, die gekennzeichnet waren (sind?) von Desillusionierung und dem verunsicherten Blick in eine nur schemenhaft erkennbare Zukunft, dem „Beginn vom Ende des Kurzen 20. Jahrhunderts“³. Diese drei Abschnitte bestehen aus insgesamt neunzehn Kapiteln, ihnen folgt ein wissenschaftlicher Apparat vergleichsweise schmalen Umfangs. Die Stellung des Buches im Kanon der historischen Gesamtdarstellungen ist unumstritten. Es ist, im Verbund mit der gesamten Reihe, der „große Wurf“, der Hobsbawms Weltruhm begründete. Vielfach gelobt wurde sein literarischer Stil, der das erhellend-anekdotenhafte mit dem analytisch-historischen zu einer faszinierenden Darstellung verband, die weit über das akademische Fach hinaus leuchtete. Die Spannweite der Literarizität entfaltet sich zwischen Sandwich-Vergleichen und einem leser*innenorientierten, niemals artifiziellen

Eric Hobsbawm, Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts, Darmstadt: WBG Theiss 2019. ISBN 978-3-8062-3894-5. 792 S.



¹ Eric Hobsbawm, *Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts*, Darmstadt 2019, S. 20.

² Vgl. ebd., S. 20.

³ Ebd., S. 24.

Grundton. Die wissenschaftliche Qualität des Werkes liegt in seiner Anschlussfähigkeit und Übertragbarkeit, man könnte auch sagen, Zeitlosigkeit. Wenn Hobsbawm über den Zweiten Weltkrieg schreibt, dass „die nicht geringste Tragik bei dieser Katastrophe“ darin läge, „daß die Menschheit gelernt hat, in einer Welt zu leben, in der Mord, Folter und Massenvertreibung zu einer so alltäglichen Erfahrung wurden, daß wir sie gar nicht mehr beachten“⁴, liegt in dieser lapidar vorgetragenen Erkenntnis eine beinahe verletzende Schärfe. Doch auch aktuelle Ansätze der Zeitgeschichtsschreibung klingen, Jahre bevor ihnen eigene Schriften gewidmet werden sollten, bereits an: So weist die Klassifizierung der Nachkriegsjahrzehnte als Wohlstands- und Wachstumsperiode samt sozialer Transformation und darauffolgender Verunsicherung

unter anderem auf eine Zeitgeschichte „Nach dem Boom“⁵ voraus.

Hobsbawms *Zeitalter der Extreme* ist eine Gesamtdarstellung von bemerkenswerter Dichte und Tiefenschärfe zugleich. Der Erfolg des Buches spricht für sich, sein Schreibstil macht es auch für eine Leser*innenschaft abseits der historischen scientific community zu einer gewinnbringenden Lektüre. Kurzum, es lohnt die Stunden der Beschäftigung, die sein Umfang erforderlich macht, auch heute noch.

Eric Hobsbawm, Gefährliche Zeiten. Ein Leben im 20. Jahrhundert, Darmstadt: WBG Theiss 2019. ISBN 978-3-8062-3894-5. 499 S.



Die subjektive Ergänzung zu seiner Darstellung des 20. Jahrhunderts liefert Hobsbawm mit den Lebenserinnerungen *Gefährliche Zeiten*, die er im Vorwort mit dem Hinweis versieht, den größten Teil des „Zeitalters der Extreme“ selbst miterlebt zu haben. In einer popkulturellen Metapher bezeichnet er seine Biografie als B-Seite des Jahre zuvor erschienenen Werkes, nicht ohne dass dabei auch der marxistische Historiker anklingt.⁶ Weniger um Weltgeschichte vermittelt durch die Erfahrung des Einzelnen sei es ihm zu tun, sondern vielmehr um die Erfahrungen selbst und wie diese durch den Gang der Weltgeschichte geprägt worden seien.⁷ Das Sein nämlich bestimmt das Bewusstsein, möchte man hinzufügen. Doch noch eine zweite, an seine fachwissenschaftliche Leser*innenschaft adressierte Begründung führt der Autor für seine Autobiografie an. Es ist diejenige der Rechenschaft über die Voraussetzungen der eigenen Arbeit als Historiker, die die Frage nach der Distanz zum (nach)erzählten Geschehen einschließt. Hobsbawm gliedert sein Buch in drei Teile, wobei die bei weitem größte Seitenzahl auf den ersten Abschnitt entfällt: Die Kapitel 1–16 behandeln lose chronologisch die vom Autor selbst noch erinnerte Zeit von den frühen 1920er bis zum Anfang der 1990er Jahre. Die Beschreibung des akademischen Werdegangs (Abschnitt 2) fällt mit gerade einmal 33 Seiten merklich kürzer aus, der dritte Abschnitt über Länder und Regionen, denen der Autor sich nahe fühlt, umfasst die restlichen vier Kapitel und mit weniger als hundert Seiten circa ein Fünftel der Gesamtseitenzahl. Bereits anhand der Gliederung wird deutlich, dass Hobsbawm nicht nur eine Autobiografie zu schreiben gedenkt, sondern dem *Zeitalter der Extreme* eine weitere, persönlichere Perspektive hinzufügen möchte. Die Selbstreflexion, das Nachdenken über die Möglichkeiten historischer Erkenntnis begleitet dabei fortwährend den autobiografisch-narrativen Prozess, etwa wenn über

⁴ Hobsbawm, *Zeitalter der Extreme*, S. 75.

⁵ Anselm Doering-Manteuffel/Lutz Raphael, *Nach dem Boom. Perspektiven auf die Zeitgeschichte seit 1970*, Göttingen 2012.

⁶ Eric Hobsbawm, *Gefährliche Zeiten. Ein Leben im 20. Jahrhundert*, Darmstadt 2019, S. 11.

⁷ Ebd., S. 11.

den Wert von Fotografien als Stütze des eigenen Erinnerungsvermögens geschrieben wird. Das Buch ist nicht ausschließlich, jedoch besonders für Geschichtswissenschaftler*innen lesenswert. Vor allem anderen kommt Hobsbawms Doppelrolle als Historiker und Zeitzeuge dem Leseerlebnis zugute: So dürfte die Zahl derer, die aus erster Hand von schillernden Persönlichkeiten auf den Lehrstühlen im Cambridge der Zwischenkriegszeit berichten können, begrenzt sein. Wenngleich vom Verfasser bewusst knapp gehalten, wird der geringe Umfang des zweiten Abschnitts sicher auch weiterhin das Bedauern mancher fachlich interessierter Lesender erwecken. Umso erfreulicher sind Passagen, die die Gewordenheit der historischen Zünfte selbst ins Bewusstsein rufen. So wird deutlich, dass sich das begriffliche Inventar der Teildisziplinen, wie es in heutigen Einführungsvorlesungen quasi selbstverständlich verwendet wird, erst hatte herausbilden müssen – und dass das Fach bereits mehr eigene Geschichte und „turns“ hinter sich hat, als man zu Beginn des Grundstudiums vermuten könnte.⁸ Was für fachfremde Interessent*innen zunächst einmal trocken klingt, wird durch Hobsbawms leser*innenfreundlichen Stil bekömmlich. In augenzwinkernden Anekdoten erfährt man so unter anderem, warum das Fahrrad ein weniger entfremdetes Mittel der Fortbewegung darstellt als das Auto, oder wie „merde alors!“ zur ersten französischen Redewendung des Autors wurde. Gleichwohl, Hobsbawms Autobiografie gewährt nur selten Einblicke ins Seelenleben ihres Verfassers. Dies mag für Lesende, die sich eben dies gewünscht hätten, mitunter ein Wermutstropfen sein, jedoch bleibt Hobsbawm hiermit seinem eingangs formuliertem Programm treu: Sich nicht in Bekenntnissen zu verlieren oder gar in Apologetik zu verfallen. In einer vielleicht nicht zuletzt wissenschaftlich motivierten Selbstbeschränkung gelingt es Hobsbawm „zu sich selbst auf Distanz zu gehen“ und seine Leser*innen auf dem eigenen Lebensweg „in das außergewöhnlichste Jahrhundert der Weltgeschichte“⁹ einzuführen.

Als Fazit bleibt zu sagen: Die Zusammenführung der beiden Werke Hobsbawms war lange erwartet worden, mit der wbg-Ausgabe liegt nun eine solide Realisierung vor. Während die Bücher jeweils für sich genommen schon lesenswert sind, gewinnen sie zusammen noch einmal an Qualität dazu. Durch die einander ergänzenden Perspektiven ist das Ganze hier tatsächlich mehr als die bloße Summe seiner Teile. Hinzu kommt, dass die Bücher je um ein lesenswertes Vorwort vom Hobsbawm-Biografen Richard J. Evans ergänzt wurden. Insgesamt stimmig, hätte man sich allein beim Cover etwas mehr Mühe geben können – Während sich das übrige Bildmaterial einigermaßen gut in das Design einfügt, erweckt Hobsbawms Porträtfoto den Eindruck, als sei es unter Zeitdruck digital bearbeitet, eher mit einer Schere ausgeschnitten und auf den Buchdeckel geklebt worden. Dies jedoch ist freilich ein rein ästhetisches Problem und tut der eigentlichen Lektüre keinen Abbruch. (JB)

⁸ Vgl. Hobsbawm, *Gefährliche Zeiten*, S. 335.

⁹ Ebd., S. 13.



Was dürfen Laien lesen? Gerhard Zerbolt von Zutphen, *De libris teutonicalibus*/Een verclaringhe vanden duytschen boeken, lateinisch u. mittelniederländisch, hg. von Nikolaus Staubach u. Rudolf Suntrup, Münster: Aschendorff, 2019. ISBN 978-3-402-24628-3. 214 S.

Die *Devotio moderna* als religiöse Massenbewegung des ausgehenden Mittelalters und in mehrfacher Hinsicht Vorläufer der

Reformation gehört zu den prägenden Prozessen im spätmittelalterlichen Nordeuropa. Einer ihrer großen Vordenker war Geert Zerbolt van Zutphen (1367–1398), Priester und Bibliothekar des Hauses der Brüder vom gemeinsamen Leben in Deventer, wo auch Geert Grootte (1340–1384), der *spirictus rector* der neuen Frömmigkeitsbewegung, wirkte. Zerbolt hat in seiner kurzen Lebensspanne beachtlich viel geschrieben. Zu seinen bekanntesten Werken zählen *De reformatione virium animae* und *De spiritualibus ascensionibus*, beides Anleitung zur spirituellen Neuorientierung im Sinne Christi. Mit diesen auch volkssprachlich mehrfach übersetzten Arbeiten beeinflusste auch Thomas von Kempen (um 1380–1471) und seinen Bestseller *De imitatione Christi*, der weit über die Laienbewegung der *Devotio moderna* hinaus wirkte. Eine konkrete Ausarbeitung zu den Grundprin-

zipien der neuen gemeinsamen Lebensform legte Zerbolt in *Super modo vivendi devotorum hominum simul commorantium* vor.

In *De libris teutonicalibus* verteidigt Zerbolt vehement das Recht der Laien auf Bibellektüre in der Volkssprache. Bisher war dieser Traktat nur unvollständig bekannt. Durch den Neufund einer Handschrift in einer amerikanischen Sammlung (Dom Edmond Obrecht Collection, bis 2015 als Dauerleihgabe der Gethsemani Abbey, Kentucky in Kalamazoo) ist nun ein vollständiger, unverkürzter Text in mittelniederländischer Übersetzung aufgefunden worden und von den Herausgebern gemeinsam mit einem lateinischen Text, der auf einer Nürnberger Handschrift basiert, herausgegeben, von Nikolaus Staubach außerdem umfangreich ausgewertet worden. Dabei wird auch die handschriftliche Überlieferung detailliert dargestellt und werden Auszüge und Bearbeitungen aus anderen Handschriften im Anhang geboten. Herausgekommen ist eine anspruchsvolle Edition mit lesenswerter, kenntnisreicher Auswertung, die weit über den Charakter einer „Einführung“ hinausgeht. (HK)



Peter Erhart (Hg.), Lebenswelt des frühen Mittelalters in 36 Kapiteln, hg. im Auftrag des Stiftsarchivs St. Gallen, Lindenberg i. Allgäu: Kunstverlag Josef Fink, 2019. ISBN 978-3-95976-182-6. 188 S., 50 Abb.

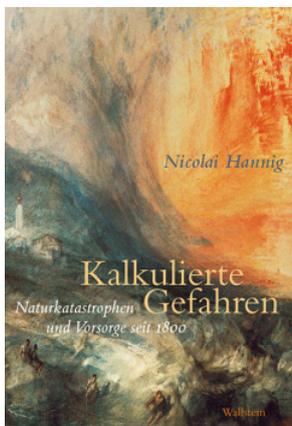
Dieses sehr schön und überlegt gestaltete Buch ist der neue Begleiter für die Dauerausstellung des Ausstellungssaals im St. Galler Stiftsbezirk

„Das Wunder der Überlieferung: der St. Galler Klosterplan und Europa im frühen Mittelalter“. In 36 Einzelkapiteln werden,

der Titel sagt es schon, klösterliche und außerklösterliche Lebenswelten des frühen Mittelalters gezeigt und durch Archivalien sowie zahlreiche stimmungsvolle Illustrationen gezeigt. Neben diesem konventionellen Erzählstrang, der uns etwa Kindheit im Frühmittelalter, die Bedeutung unterschiedlicher natürlicher Ressourcen oder das Totengedenken vor Augen führt, wird aber noch ein zweiter Erzählstrang geführt: eine Geschichte vom Lesen und Schreiben

nämlich, von der Produktion von Schrift und ihrer Verwahrung in Archiv und Bibliothek. Als kurze, mit erklärenden Zeichnungen illustrierte Einschübe begleiten sie die Leser*innen auf ihrer Entdeckungsreise zwischen Land, Hof und Kloster. Alle Texte sind knapp und auf dem Punkt; für die Abfassung sind namhafte Mediävisten gewonnen worden (das fehlende Gender-Sternchen verweist auf leider fehlende Beiträge von Fachkolleginnen). Die großformatigen, mal doppelseitigen, mal sogar aus-

klappbaren Reproduktionen von Urkunden aus dem Stiftsarchiv geben ihnen das nötige Fleisch historischer O-Töne. Eine großformatige Faltkarte zum Herausnehmen zeigt den weit gestreuten Besitz des Klosters. Die ungewöhnliche Gestaltung des Buches mit dem bewusst sichtbar gehaltenen Buchblock, den vielen Ausfaltungsmöglichkeiten und dem geschmackvollen Satz lassen diesen Begleiter durch die neue Dauerausstellung auch ganz ohne Besuch in St. Gallen zu einem Leseerlebnis werden. (HK)



Nicolai Hannig, Kalkulierte Gefahren. Naturkatastrophen und Vorsorge seit 1800, Göttingen: Wallstein, 2019. ISBN 978-3-8353-3406-9. 654 S., 75 Abb.

Naturgefahren waren und sind ein fester Bestandteil in unserer Geschichte. Die Corona-Krise hat uns eindrücklich vor Augen geführt, dass wir trotz aller technischen und

wissenschaftlichen Errungenschaften immer noch ein Teil des Natursystems und vor dessen Gefahren nicht gefeit sind. Schon immer zählten Naturkatastrophen wie z. B. Erdbeben, Vulkanausbrüche, Überschwemmungen, Murenabgänge oder Lawinen zu den Herausforderungen in der gesellschaftlichen Entwicklung des Menschen. Während in den älteren Zeiten die Menschen die Geschehnisse eher passiv erlebten und als gegeben hinnahmen, änderte sich in der Moderne die Beziehung zur Natur. Man wollte die Zukunft nun aktiv gestalten und erhob den Anspruch Naturgeschehnisse berechnen, kalkulieren, versichern und somit auch kontrollieren und vorhersagen zu können. Das Buch von Nicolai Hannig setzt genau hier an. Der Autor ist Akademischer Oberrat am Lehrstuhl für Zeitgeschichte der LMU München und zu seinen Forschungsschwerpunkten zählen neben der deutschen und europäischen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts auch die Umweltgeschichte,

Historische Risikoforschung und Gewaltgeschichte seit 1800. Das Buch war seine Habilitationsschrift, für die er 2018 den Habilitationspreis der Münchener Universitätsgesellschaft erhielt. Auf gut 500 Seiten textlichen Ausführungen wird höchst interessant und gut lesbar dargestellt, wie die Idee der Vorsorgemaßnahmen gegen Naturkatastrophen den Wandel moderner Gesellschaften prägte. Hannig zeigt, dass sich die Menschen seit dem 18. Jahrhundert durch Umgestaltung der Landschaft, z. B. Rheinbegradigung, durch Etablierung neuer wissenschaftlicher Disziplinen, z. B. Vulkan- und Erdbebenforschung mit Mess- und Vorhersagesystemen, und durch Gründung von Versicherungen eine Welt schufen, welche es ihnen möglich machte, Naturgefahren in ihren Alltag zu integrieren und mit ihnen zu leben. Aber nicht nur das, mit der Entwicklung des Systems von Erst- und Rückversicherern entstand im 20. Jahrhundert sogar eine Möglichkeit von Naturkatastrophen im größeren Maße zu profitieren bzw. Kapital zu erwirtschaften. Bei nicht oder nicht so eingetretenen Katastrophen konnten sich Anleger bzw. Käufer von Katastrophenanleihen über hohe Renditen aus Prämienzahlungen und Kapitalerträgen freuen.

Ausgehend von Deutschland und der Schweiz präsentiert der Autor nach einer Einleitung in sechs Hauptkapiteln zuerst eine europäi-

sche und dann eine globale Perspektive. Kapitel 1 (*Die Entdeckung der Katastrophe*) und Kapitel 2 (*Pfade in die präventive Gesellschaft*) stehen unter dem Thema „Das 19. Jahrhundert: Gefahren verhindern“. Flussregulierungen spielten hier z. B. eine wichtige Rolle. Mit ihrer Hilfe sollte nicht nur das Leben sicherer gemacht werden, gleichzeitig wollte man auch landwirtschaftliche Erträge maximieren, den Handel optimieren und noch Land gewinnen. Immer mehr Landesherren wurde klar, dass ein Schutz vor äußeren Gefahren gleichzeitig eine Investition in die Zukunft bedeuten könnte.

Im Fokus des Themas „Die Jahrhundertwende: Gefahren berechnen“ stehen Kapitel 3 (*Natur als Risiko*) und Kapitel 4 (*Wissenschaft, Technik, Vorsorge*). Während das Erdbeben vom 18. April 1906 in San Francisco hier beispielhaft für eine Schadensdokumentation und -bewertung im Zusammenhang mit dem Versicherungsgewerbe und deren Regulierungsleistungen behandelt wird, steht das Beben von Laibach/Ljubljana vom 14. April 1895 als Auslöser dafür, dass die Erdbebenforschung mehr und mehr staatlich gefördert wird. Über die daraus entstehenden Erdbebenwarten wurde eine wissenschaftlich-technische Grundlage für systematische Forschung und Datenerhebungen mit Blick auf eine Gefahrenvorhersage und Vorsorge geschaffen.

Der Abschluss mit Kapitel 5 (*Die Tücken der*

Prävention) und Kapitel 6 (*Risikomanagement*) bildet das Thema „Das 20. Jahrhundert: Gefahren vermeiden“. Hier geht es z. B. auch darum, dass Schutzmaßnahmen nicht immer nur positiv gesehen wurden. Mit Betonwänden gesicherte Uferzonen schützen zwar, wurden aber auch als „permanente Einmauerung“ empfunden. Eine Risikoabwägung unter einer Betrachtung von möglichen Einschränkungen im Naturschutz und der Lebensqualität im Vorfeld von Maßnahmen, gerieten ins Blickfeld der Gesellschaft.

Ein gekonnt verfasster Epilog rundet den Kapitelreigen ab und stellt gleich zu Beginn zwei provokante Fragen: „Was würde passieren, wenn sich Hans Conrad Escher, Franz Kafka und Ban Ki Moon heute begegneten? Worüber würden sie sich unterhalten?“. Selbstverständlich ist es eine Unterhaltung zum Thema des Buches, welche über die drei unterschiedlichen Zeitzeugen nochmals gekonnt reflektiert wird. Der über 100 Seiten umfassende Anhang beinhaltet nicht nur einen Dank, die Anmerkungen, Quellen, Literatur und Bildnachweise, sondern auch ein sehr hilfreiches Personenregister.

Das uneingeschränkt empfehlenswerte Buch als Darstellung wie sich individuelle, privatwirtschaftliche und staatliche Akteure aus Politik und Wissenschaft mit dem Thema Naturkatastrophen auseinandersetzen, ist ein repräsentatives Lehrstück für die Geschichte der Moderne. (WR)



Papsturkunden in Niedersachsen und Bremen bis 1198, bearb. v. Josef Dolle (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen 306), Göttingen: Wallstein, 2019. ISBN 978-3-8353-3581-3. 348 S.

Mit der Edition aller Papsturkunden für niedersächsische und bremische Empfänger bis zum Jahr 1198 verfolgte die Historische Kom-

mission für Niedersachsen und Bremen die Absicht, diese auf 43 Archive und Bibliotheken verteilte Überlieferung der Ori-

nale und Kopien, wie auch der bekannten Verluste, für den praktischen Gebrauch in einem Band zusammenzuführen und dabei bereits zuvor veröffentlichte, teils fehlerhafte und teils unzuverlässige Regesten der *Germania pontificia* einer Neubearbeitung zu unterziehen. Dadurch, dass die Texte hier nun zuverlässig nach den Originalen oder der besten Überlieferung ediert vorliegen und auch die äußere Form der Urkunden de-

tailliert beschrieben worden ist, erübrigt sich für die allermeisten Fragestellungen zukünftig ein Archivbesuch; dies kommt – nicht zuletzt – auch den Originalen selbst zugute. Die Digitalisate der Urkunden sollen ergänzend dazu auf der Seite der Pius-Stiftung für Papsturkundenforschung, verlinkt mit der Seite der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen, zugänglich gemacht werden, was grundsätzlich sehr zu begrüßen ist, da so auch Fragestellungen, die die äußere Gestalt der einzelnen Urkunden betreffen, bearbeitet werden können. Jedoch ist es mir bislang (zuletzt am 25. April 2020) nicht gelungen, diese Digitalisate ausfindig zu machen.

Bereits im Jahr 1896 plante Paul Fridolin Kehr die Edition aller Papsturkunden Europas auf dem Niveau der *Monumenta Germaniae historica*, die sich die Edition der mittelalterlichen historischen Quellen aus dem Gebiet des Heiligen Römischen Reichs deutscher Nation zum Ziel gesetzt hat, bis zum Jahr 1198 und setzte dafür optimistisch einen Zeitraum von zehn Jahren an. Beide Großprojekte sind noch längst nicht abgeschlossen, die Papsturkunden bislang nur bis zum Jahr 1046 ediert, da die Urkundenproduktion der päpstlichen Kanzlei danach stark anstieg. Der restliche Zeitraum bis 1198 liegt zu einem größeren Teil in regional oder national aufgeteilten Einzelbänden nur in Form kurzer Regesten vor. Kehr wählte das Jahr 1198 als Endpunkt, weil bis zu diesem Zeitpunkt keine päpstlichen Register der ausgehenden Urkunden erhalten sind, so dass die päpstliche Urkundenproduktion nur über die Exemplare der Empfänger nachvollzogen werden kann. An Kehrs Vorhaben, hier bezogen auf die Region Bremen und Niedersachsen, schließt dieser Band an, da Urkunden im Gesamttext für wesentlich mehr, und längst nicht nur kirchengeschichtliche, Fragestellungen nutzbar sind als ihre Zusammenfassungen in Regesten-

form, selbst wenn diese sehr ausführlich gestaltet sind.

Die hier vorliegende Edition orientiert sich an der *Handreichung für die Erarbeitung* (nicht: Einarbeitung!) *von Urkundenbüchern*, die Manfred von Boetticher und Thomas Vogtherr im *Niedersächsischen Jahrbuch für Landesgeschichte*, Bd. 81 (2009), auf den Seiten 425 bis 436 veröffentlicht haben. Zwar gibt Josef Dolle an, in welchen Punkten er von diesen Vorschlägen abgewichen ist, doch wäre es sinnvoll gewesen, die grundlegenden Vorgaben und vor allem die innerhalb der Edition verwendeten Zeichen vorzustellen. Leser*innen, die nicht mit Editionen und speziell den MGH-Editionen vertraut sind, werden dadurch vor unnötige Schwierigkeiten gestellt, insbesondere als die *Handreichung*, wenn man sie sich beschafft hat, aufgrund der Fülle der Informationen auch kein leicht zu bewältigender Lesestoff ist.

Abgesehen von diesem (kleineren) Kritikpunkt ist der Band sehr sorgfältig bearbeitet. Die darin enthaltenen Papst- und Legatenurkunden werden mit Quellennachweis, Überlieferungsorten, Editionen, Regesten und Forschungsstand detailliert und gründlich vorgestellt, insbesondere solche, die unter Fälschungsverdacht stehen, da die Forschung unbedingt verlässliche Angaben zur Echtheit der Urkunden benötigt. Die Einleitung geht auf die Bedeutung der Papsturkunden als Kommunikationsmittel, als Mittel der Durchsetzung und als Spiegel der Akzeptanz päpstlicher Autorität ein, da sie im bearbeiteten Zeitraum größtenteils noch auf Bitten der Empfänger ausgestellt wurden. Ein umfangreiches Quellen- und Literaturverzeichnis steht am Beginn, Namen-, Orts- und Incipitregister erleichtern den Zugriff auf das Material, auch das Verzeichnis, an welchen Urkunden Siegel und Bullen oder wo Zeichnungen von Bullen vorhanden sind, kann je nach Fragestellung sehr nützlich sein. (MG)

Thomas Nicklas

IMMER NOCH ANREGEND!

Reflexion und Rezension anlässlich von Max Webers 100. Todestag



WEITERHIN WEBER LESEN?

Mitten im Sommersemester 1920 verlor die Universität München einen ihrer renommiertesten Professoren. Max Weber verstarb inmitten seiner Arbeit als Forscher und Hochschullehrer am 14. Juni 1920. Ein Jahrhundert später bietet sich damit die Gelegenheit zur Nachfrage, was uns dieser Fachmann für Interdisziplinarität, dessen Meisterschaft im „Dazwischenfragen“ (Wilhelm Hennis, 1987) weithin unerreicht ist, denn heute noch zu sagen habe. Ins allgemeine Bildungsgut eingesunken ist das Wissen um Weber als Theoretiker der Rationalisierung aller Lebensbereiche des Okzidents, das eigentliche Spezifikum des „Westens“, jene „Entzauberung der Welt“, die er in einprägsamer Weise auf den Begriff zu bringen wusste. Seine Beiträge zur Methodologie der Sozialwissenschaften und zur Werturteilsdiskussion regen immer noch zum Nach- und Weiterdenken an. Seine Lehre vom sozialen Handeln und die Ermittlung der drei Typen von legitimer Herrschaft (legal, traditional, charismatisch) stehen im Kanon humanwissenschaftlichen Grundlagenwissens oben an, ebenso wie der heuristische Begriff des „Idealtypus“, der es erlaubt, lange Wege zur wissenschaftlichen Erkenntnis elegant abzukürzen. Den Historikerinnen und Historikern geläufig sind weiterhin die Beiträge Max Webers zu einer geschichtlichen Analyse des Kapitalismus, den er auch aus dem asketischen Geist des Protestantismus hervorgehen sah, und zum Phänomen der Bürokratie, wobei sich ihm die Erkenntnis aufdrängte, dass auch Wirtschaftsunternehmen und Interessenverbände, einschließlich der politischen Parteien, bereits vor 1914 einer überwältigenden Tendenz zur Bürokratisierung unterlagen.

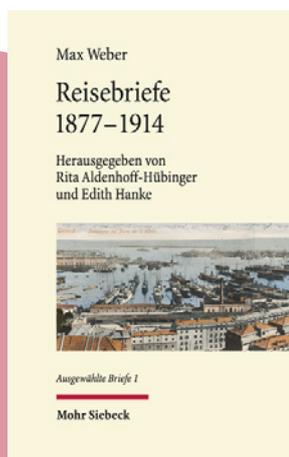
Ist damit schon genügend Stoff für ein bewegtes Nachleben vorhanden, so hat Weber doch zuletzt auch ein erhebliches biografisches Interesse wachgerufen. Dies mag damit zusammenhängen, dass er gewisse Paradoxien der „Moderne“ sehr schmerzhaft am eigenen Leib verspürt hat. Nach einer juristischen Ausbildung (in Preußen) bereits in jungen Jahren im Großherzogtum

Baden zum Professor der Nationalökonomie aufgestiegen (erst in Freiburg, dann in Heidelberg), hat Weber die Härte der modernen Lebensführung („*Time is Money*“) mit ihrem permanenten Leistungsappell als schier unmenschlichen Druck erfahren. 1898 erlitt der gerade 34 Jahre alte Heidelberger Professor einen schweren psychosomatischen Zusammenbruch, der ihn für einige Jahre arbeitsunfähig machte. Sein Forschungsinteresse am Zusammenhang von Persönlichkeit und Lebensordnung hatte somit einen lebensweltlichen Hintergrund, sie war letztlich auch eine Analyse verschiedener Lebensweisen und -möglichkeiten. Die Webersche Kernfrage nach individuellem sozialen Handeln konnte am Ende nur historisch beantwortet werden. Wie entwickelte sich das Privateigentum zur Grundlage der „bürgerlichen Gesellschaft“ und der „kapitalistischen Wirtschaftsordnung“? Für diese fand der Bildschöpfer Weber die Metapher vom „stahlharten Gehäuse“, aus der ein allzu flinker US-amerikanischer Übersetzer später einen „*Iron Cage*“ machen sollte. Dieses Erkenntnisproblems suchte Weber mit intensiver Quellenforschung Herr zu werden. Er hatte in Heidelberg Geschichte beim editionskundigen Bernhard Erdmannsdörffer studiert, in Straßburg zudem bei seinem Onkel Hermann Baumgarten, dem liberalen Historiker, der heftig gegen die Preußenverherrlichung Heinrich von Treitschkes zu Feld gezogen war. Webers Dissertation von 1889 *Zur Geschichte der Handelsgesellschaften im Mittelalter* war wesentlich aus italienischen und spanischen Quellen erarbeitet. Seine Habilitationsschrift von 1891/92 behandelte altrömische Agrargeschichte und umkreiste die Frage, wie es in der Antike zur Entstehung des Privateigentums am Boden gekommen war, einem zentralen Moment für seine Suche nach den Ursprüngen des Kapitalismus. Weber war also „von Hause aus“ Historiker (ebenso Jurist und Ökonom), aber hat er heutigen Historikern noch viel zu sagen? Wir werden auf diese Frage zurückkommen, doch sollen zunächst einige im 100. Todesjahr erschienene *Weberiana* gewürdigt werden.

EIN REISENDER AGRARHISTORIKER BLICKT AUS DEM ZUG (FRANKREICH 1897)

Im 100. Todesjahr Max Webers und beinahe 40 Jahre nach dem Erscheinen des ersten Bandes ist die Max Weber-Gesamtausgabe (MWG), mit ihren insgesamt 47 stattlichen Bänden, nun zum Abschluss gekommen. Auch davon später mehr. Die **Abteilung II** der MWG beinhaltet 11 Bände mit etwa 3500 Weberbriefen aus den Jahren 1875 bis 1920. Da diese Fülle leicht abschreckend wirken kann, hat der Verlag die kleine Reihe *Ausgewählte Briefe* gestartet, von der nun zwei handliche Bändchen vorliegen:

Rita Aldenhoff-Hübinger,
Edith Hanke (Hg.), Max
Weber: Reisebriefe 1877–1914,
Tübingen: Mohr Siebeck,
2019. ISBN 978-3-16-156491-
8. XIX + 241 S.



Dies. (Hg.), Max Weber:
Gelehrtenbriefe 1878–
1920, Tübingen: Mohr
Siebeck, 2020. ISBN
978-3-16-157516-7.
XXVII + 267 S.



Als Sohn eines herausragenden nationalliberalen Verwaltungsjuristen und Politikers war Max Weber jr. früh an die bürgerliche „Berichterstattungspflicht“ gegenüber den Familienangehörigen gewöhnt worden und entwickelte sich zu einem aufmerksamen und wortgewandten Briefschreiber. Davon legen die *Reisebriefe*

gutes Zeugnis ab, die beim jungen Weber eine klassifikatorische Besessenheit zeigen, mit der er auch genuine Erholungsreisen in persönliche Forschungsexkursionen umwandelte. Im Spätsommer 1897 fuhren Max und Marianne Weber in die Pyrenäen. Auf der Zugfahrt von Paris nach Toulouse wurde der Heidelberger Professor für Nationalökonomie flugs zum Landwirtschaftsexperten, hatte er sich doch 1892 an der Berliner Universität mit einer Arbeit über römische Agrargeschichte habilitiert. Brieflich berichtete er beispielsweise seiner jüngst verwitweten Mutter nach Berlin: „Je mehr man in die nördliche Hügellabdachung des Limousin gelangt, desto mehr emancipirt sich das Land von der Stadt: der Bauer hier ißt noch selbst was er baut und verkauft es nicht, oder doch nur zum Theil, das Haus ist nicht vom Maurerpolier der nächsten Kleinstadt gebaut, ohne Rücksicht auf die daneben stehenden Wirthschaftsgebäude, sondern ist aus Lehm oder Fachwerk in das vom Dorfstellmacher oder Zimmermann hergestellte Balkengerüst hineingesetzt, und man sieht, daß nicht die Unterkunft des Menschen, sondern die des Viehs, überhaupt ländliche Wirtschaftsbedürfnisse, für sein Arrangement maßgebend waren“ (*Reisebriefe*, 62). Es ist erstaunlich, was der im Eilzugtempo durch die Landschaft brausende Gelehrte alles wahrgenommen hat. Ein kurzer Aufenthalt im Wallfahrtsort Lourdes regte den Protestanten zu weit ausholenden religionssoziologischen Betrachtungen an und eine gut dreiwöchige Reise durch Spanien führte ihn bereits zu tiefgründigen Einsichten über die politischen und ökonomischen Zustände auf der iberischen Halbinsel.

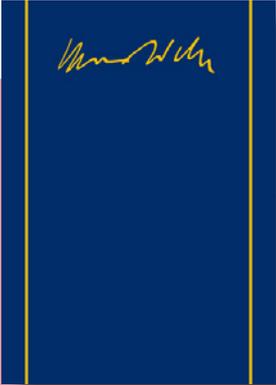
Die *Ausgewählten Briefe* erlauben es, sich von dieser Leidenschaft des Beobachtens einen Eindruck zu verschaffen und vielleicht auch Leser für die **Abteilung II** (Briefe) der MWG zu gewinnen. Kaum war das Ehepaar Weber von seiner USA-Reise zurückgekehrt (August–November 1904), erschien der erste Teil der Abhandlung *Die protestantische Ethik*

und der Geist des Kapitalismus. Es ist daher reizvoll, die Briefe aus den USA (*Reisebriefe*, 99–149) nach Verweisen auf die Protestantismus-These zu untersuchen. Alles Reisen und Beobachten diente schließlich bei dem rastlosen Gelehrten einem Ziel, dem **Verstehen**. Der Leser der Briefe lernt Weber somit besser kennen als Mann mit einem praktischen, auf die Gegenwart gerichteten, Erkenntnisinteresse, der leidenschaftlich und kompromisslos eine einmal eingeschlagene Richtung verfolgte. Die *Gelehrtenbriefe* lassen erkennen, welchen übermäßig hohen Preis Weber für diese verstehende Aneignung der Welt zu zahlen bereit war. So schrieb er im April 1919 an seine Geliebte Else Jaffé: „Aber versteh auch: kein Mensch, auch die Nächsten nicht, sieht und fühlt die maßlose *Qual* der Arbeit, von der ich doch nicht lassen kann, ohne zu verderben“ (*Gelehrtenbriefe*, 81). Als seine Partei, die linksliberale DDP, Weber im Frühjahr 1920 zur Mitarbeit in eine Sozialisierungskommission auf Reichsebene entsenden wollte, obwohl er das Prinzip der Sozialisierung als ökonomischen Unsinn ablehnte, beendete er seine Tätigkeit in den DDP-Gremien. An den Parteivorsitzenden Carl W. Petersen schrieb er: „Der Politiker soll und *muß* Kompromisse schließen. Aber ich bin von Beruf: *Gelehrter*“ (*Gelehrtenbriefe*, 161). Die Weberbriefe erlauben weitgehende Einblicke in dieses bisweilen sogar selbstzerstörerische Ethos unbedingter Wissenschaftlichkeit.

MARIANNES KONVOLUT, DER ABSCHLUSS DER GESAMTAUSGABE

Marianne Weber, die in Heidelberg als Frauenrechtlerin bekannt war, hat nach dem gesundheitlichen Zusammenbruch ihres Mannes 1898/99 dessen Vorlesungsmanuskripte in handliche Bündel verschnürt, die von den Editoren der Gesamtausgabe zuerst wieder aufgeschnürt und entschlüsselt wurden. Der Historiker Wolfgang J. Mommsen (1930–2004) hatte diese Konvolute gesichtet und für die spätere Edition vorbereitet. Nach beinahe vier Jahrzehnten editorischer Arbeit erschien nun im 100. Todesjahr als letzter Band der historisch-kritischen Werkausgabe

das Manuskript der Vorlesung *Praktische Nationalökonomie*, wie sie Weber ab 1895 zunächst in Freiburg und dann in Heidelberg gehalten hat.



Hauke Janssen (Hg.), Max Weber. **Praktische Nationalökonomie. Vorlesungen 1895–1899, Tübingen: Mohr Siebeck, 2020. ISBN 978-3-16-153080-7. XIV + 793 S. Eine CD-ROM zur Textsuche ist beigelegt.**

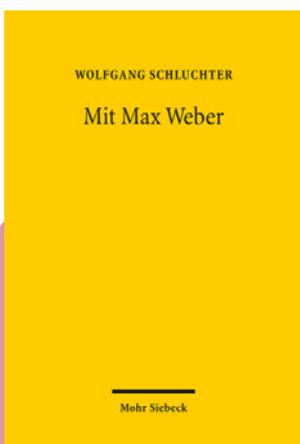
Dieser letzte erschienene Band der MWG bietet die Gelegenheit, kurz über die Architektur der Werkausgabe zu sprechen, deren **Abteilung I** die „Schriften und Reden“ enthält, beginnend bei der Dissertation über die Handelsgesellschaften im Mittelalter (Bd. 1) von 1889 und der Habilitationsschrift von 1891 über die römische Agrargeschichte (Bd. 2). Danach kommt die Untersuchung über die Lage der Landarbeiter im ostelbischen Deutschland von 1892 (Bd. 3), die der beruflich noch nicht arrivierte Weber für den „Verein für Socialpolitik“ vorgenommen hat, mit der Folge, dass er auch als Fachmann für Fragen der Nationalökonomie wahrgenommen wurde. Hingewiesen sei hier vor allem auf den Band 7 dieser Abteilung, betitelt *Zur Logik und Methodik der Sozialwissenschaften: Schriften 1900–1907*, der für Historiker interessante Antworten Webers auf die um 1900 auch von ihm empfundene Krise der positivistischen Geschichtswissenschaft enthielt. Dazu später noch einige Anmerkungen. Großen Gewinn für Historiker verheißen zudem die Arbeiten Max Webers zur „protestantischen Ethik“ und zum „Geist des Kapitalismus“ (Bde. 9 und 18), seine Analysen zur Russischen Revolution von 1905 (Bd. 10), für die er sich eigens Kenntnisse der russischen Sprache angeeig-

net hatte. Beachtlich sind ferner die Schriften und Reden der Jahre 1914–1918 (Bd. 15), die Webers Weg vom Hurratriotismus der ersten Kriegswochen hin zur Befürwortung der Friedensresolution des Deutschen Reichstages vom 19. Juli 1917 und der Demokratisierung Deutschlands vor Augen führen. Folgerichtung enthält der nächste Band (Bd. 16) die Schriften und Reden zur Neuordnung des Landes in der Frühphase der Weimarer Republik 1919/20.

Die **Abteilung II** der MWG bietet, wie erwähnt, in elf Bänden die Briefe Webers aus den Jahren 1875–1920, während **Abteilung III** die Vorlesungsskripte aus der Freiburger und Heidelberger Zeit enthält, die sich dank der Bemühungen Mariannes erhalten haben (Bde. 1–5). Da der Weltkrieg das erhebliche Familienvermögen zu einem großen Teil verschlungen hatte, nahm Max Weber seine Tätigkeit als besoldeter Hochschullehrer ab 1918 wieder auf. Die Bände 6 und 7 bieten die Vorlesungsmanuskripte aus der Zeit dieser neu begonnenen universitären Arbeit des Münchner Professors, der im Juni 1920 durch seinen Tod ein jähes Ende gesetzt wurde. Anlässlich des 100. Todestages hat der Verlag nunmehr alle Bände der MWG auch als eBook veröffentlicht

MIT WEBER DENKEN: NEUES NACH HUNDERT JAHREN

Wolfgang Schluchter, emeritierter Professor für Soziologie an der Universität Heidelberg, hat als geschäftsführender Herausgeber an der MWG mitgewirkt. Zum 100. Todesjahr erschien seine Summe eines Denkens mit Weber, die sich nicht als Biografie versteht, aber durchaus als Einführung in Leben und Werk des Heidelberger Gelehrten gelesen werden kann:



Wolfgang Schluchter, Mit Max Weber, Tübingen: Mohr Siebeck, 2020. ISBN 978-3-16-159018-4. 289 S.

Schluchters Darstellung umkreist zentrale Stationen des Weberschen Denkens, die in den größeren biografischen und historischen Zusammenhang eingeordnet werden. So geht es beispielsweise um die „berühmtberüchtigte Antrittsvorlesung“, die der junge Ordinarius Max Weber am 13. Mai 1895 an der Universität Freiburg im Breisgau gehalten hat, in der er (als Gebot der wissenschaftlichen Aufrichtigkeit) seinen eigenen Standort umschrieb: „Ich bin ein Mitglied der bürgerlichen Klassen, fühle mich als solches und bin erzogen in ihren Anschauungen und Idealen“ (31). Damit wird verständlich, dass Weber unter „Wertfreiheit“ in erster Linie das Offenlegen von Wertbezügen verstand. Er mahnte damit eine ständige Selbstkontrolle des Forschers an, der sich selbst und anderen gegenüber mit offenen Karten spielen sollte. Zufällig am Tag der Revolution Lenins in Russland, dem 7. November 1917, hielt er seinen Vortrag über *Wissenschaft als Beruf* vor einem studentischen Publikum in München (113–134). Auf den späteren Heidelberger Philosophen und „Weberianer“ Karl Löwith (1897–1973), der eben aus italienischer Kriegsgefangenschaft in seine Heimatstadt München zurückgekehrt war, wirkten diese Ausführungen befreiend, gerade weil der Redner darauf verzichtete, sich in der politischen und gesellschaftlichen Krise von 1917 als charismatische Führerfigur zu inszenieren, was ihm wohl möglich gewesen wäre. Löwith befand sich auch wieder im Publikum, als Weber am 28. Januar 1919 wiederum vor Münchener Zuhörern den Vortrag über *Politik als Beruf* hielt (177–203), in der er sein Publikum eindringlich vor überspitzten Heilserwartungen warnte, die sich an das Politische richteten. Auf die Politik angewandte Erlösungshoffnungen führten im individuellen Fall zu Enttäuschungen, während sie für die Gesellschaft insgesamt in katastrophalen Experimenten enden konnten. Weber erwies sich damit als „Mahner“ (Wolfgang J. Mommsen), der deutlicher als andere die sich aus der (gegen-)revolutionären Situation von 1919 ergebenden Gefährdungen erkannte. Er konnte anderen vorausden-

ken, fand aber auch zu seinem und unserem Glück zum intellektuellen Gleichklang mit ihnen. In der Forschung bisher recht wenig beachtet ist sein fruchtbarer Austausch mit dem Heidelberger Juristenkollegen Georg Jellinek (1851–1911), der 1895 und wieder 1904 eine Untersuchung veröffentlichte (*Die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte. Ein Beitrag zur modernen Verfassungsgeschichte*), in der er den Ursprung der für die Entstehung der USA im Jahr 1776 konstitutiven Menschenrechte auf den puritanischen Protestantismus Neuenglands zurückführte. Den Forschungen Jellineks verdankte Weber, wie er selbst sagte, die Anregung „für die Untersuchung der Tragweite des Religiösen überhaupt auf Gebieten, wo man sie zunächst nicht sucht“ (240). Am Anfang der Weberthese vom Zusammenhang zwischen asketischem Protestantismus und modernem Kapitalismus stand somit die Jellinekthese über den Konnex von Puritanismus und den Menschenrechtsideen der Amerikanischen Revolution. So lassen sich auch zu einem sehr ausführlich behandelten Themenkomplex wie Protestantismus/Kapitalismus noch neue und anregende Einsichten gewinnen.

WEBER UND DIE „WIRKLICHKEITSWISSENSCHAFT“

Webers Zusammenbruch von 1898/99 ergab sich wohl auch aus Zweifeln am Sinn und Ziel der wissenschaftlichen Erkenntnis. Nach dieser existenziellen Krise musste er sich die theoretischen und methodischen Grundlagen geisteswissenschaftlicher Forschung erst wieder neu erarbeiten und von diesem Bemühen legt der 2018 erschienene Band I/7 der MWG (*Zur Logik und Methodik der Sozialwissenschaften. Schriften 1900–1907*) ein Zeugnis ab, an dem die Reflexion über die Kulturwissenschaften auch heute nicht vorbeikommt. Hier findet sich neben dem kritischen „Roscher-Aufsatz“ von 1903, der Zweifel an den Methoden der von Wilhelm Roscher (1817–1894) vertretenen Historischen Schule der Ökonomie anmeldet, auch der viel beachtete „Objektivitäts-Aufsatz“ aus dem Jahr 1904, der es erlaubt, die Geschichte unter den Weberschen Begriff der **Wirklichkeitswissenschaft** zu fassen.

Aus dem „Strom unermesslichen Geschehens“ greifen die Historiker jene historischen Zusammenhänge heraus, denen sie selbst kulturelle Bedeutung zuschreiben. Es handelt sich also um jenen individuell „mit Sinn und Bedeutung bedachten endlichen Ausschnitt“ eines unendlichen Geschehens, mit dem sich die historische Forschung befasst. Dabei konnte auch Weber den Geisteswissenschaften keine schlüssige Theorie anbieten, aber „ewige Jugendlichkeit“ in Aussicht stellen, die sich aus der Aufgabe einer ständigen Revision der Geschichte ergibt. Diese stetige Bewegung, die auch eine Rückkehr zu Ausgangspunkten sein kann, ergibt sich für Weber daraus, dass die Begriffssysteme den jeweiligen Kulturinteressen einer Gesellschaft folgen. Da sich die Kulturprobleme ständig wandeln, müssen sich die Wirklichkeitswissenschaften immer wieder neu justieren. In dem Maße, wie die Kultur nicht stillsteht, wechseln sie immerfort ihren Standort und ihren Begriffsapparat. Hier ist der von Max Weber gleichsam verkörperte interdisziplinäre Austausch zur Selbstvergewisserung besonders wichtig. Man könnte von der „Weberschen Klammer“ sprechen, die (historische) Empirie und (soziologische) Begrifflichkeit immer neu zusammenführen soll, um ein Auseinanderlaufen der Zweige der Wirklichkeitswissenschaften zu verhindern. Eine fleißige Lektüre von „I/7“ der MWG, wo sich solche und andere Ausführungen finden, ist für Historiker sicherlich keine Zeitverschwendung. Kurzum, auch ohne „Krise“ bleibt Max Weber lesenswert und das gilt in Krisenzeiten erst recht.



Gerhard Wagner
(Hg.), Max Weber.
Zur Logik und
Methodik der Sozialwissenschaften.
Schriften 1900–1907,
Tübingen: Mohr
Siebeck, 2018. ISBN
978-3-16-153776-9.
XV + 774 S.



Sarah Hadry, Kartographie, Chorographie und Territorialverwaltung um 1600. Die Pfalz-Neuburgische Landesaufnahme (1579/84–1604) (Studien zur bayerischen Verfassungs- und Sozialgeschichte 23), München: Bayerische Akademie der Wissenschaften, 2020. ISBN 978-3-7696-66625. 204 S., 12 Abb.

Die statistische Erfassung, Beschreibung, Vermessung und Kartierung von Landschaften und Territorien gehört zu den wesentlichen Motoren

der zunehmenden Staatlichkeit zum Beginn der frühen Neuzeit. Für die meist graduell fortschreitende und langfristige Ablösung der individuellen Rechtsbeziehungen zwischen Herrscher und Beherrschten durch den modernen Flächenstaat nehmen solche „Landesaufnahmen“ eine Schlüsselfunktion ein.

Die vorliegende Studie ist ein vom Umfang her im Nachgang erfreulich aus dem Ruder gelaufener Vortrag, der 2016 auf dem 18. Kartographiehistorischen Colloquium in Wien gehalten und nun in mehrfacher Hinsicht, vor allem aber durch einen umfangreichen Quellenteil erweitert als Buch erscheinen kann. Zum Glück. Denn die Landesaufnahme der pfälzischen Nebenlinie Pfalz-Neuburg aus den Jahrzehnten um 1600 ist einerseits eine wichtige Quelle sowohl für die Landesgeschichte(n) und die Geschichte des Hauses Wittelsbach als auch

für die Kartografiegeschichte – und nicht zuletzt ein gutes Beispiel zur Einführung in diese wichtige Quellengattung, zumal Hadry überzeugend Überblick, quellenkundliche Charakterisierung und Illustration durch Quellenmaterial miteinander verbindet.

Die pfalz-neuburgische Landesaufnahme entstand in drei klar voneinander abgrenzbaren Arbeitsschritten mit jeweils unterschiedlichem Personal. Das erklärt auch das auf den ersten Blick geradezu disparat, jedenfalls sehr heterogen wirkende Ergebnis: es liegen 23 Karten, meist unterhalb der Amtsebene, und 19 vollständige Amtsbeschreibungen vor. Letztere sind unter www.heimatforschung-regensburg.de/97 online als Transkripte greifbar, erstere sind jüngst im landeshistorischen Portal www.bavarikon.de zugänglich gemacht worden. Das kleine Pfalz-Neuburg war mit seiner Landesaufnahme früh dabei; flächendeckend üblich wurden solche Unternehmungen im Alten Reich erst im 17. Jahrhundert. Nach den umfassenden Neuburger Kopialbüchern des späten Mittelalters zeigt sich die kleine Nebenlinie als auch hier innovativ. Schön, dass dieser Vortrag sich bis zum Buch ausgewachsen hat. (HK)



Britta Schellenberg, Training Antidiskriminierung – den Menschen im Blick. Schwerpunkt Rassismus, Frankfurt a.M.: Wochenschau, 2020. ISBN 978-3-7344-0890-8. 224 S.

„Den Menschen im Blick“ ist ein Projekt zum Aufbau von Kompetenzen gegen Diskriminierung und Rassismus in Beruf und Alltag, das am

Geschwister-Scholl-Institut für Politikwissenschaft der Ludwig-Maximilians-Uni-

versität München angesiedelt ist und mit der AWO, dem Bayerischen Bündnis für Toleranz sowie einer Reihe anderer NGOs und weiteren Akteuren des öffentlichen Lebens zusammen betrieben wird. Ziel ist es, nicht nur Problemanalysen, sondern auch Bausteine und Best-practice-Beispiele zur Lösung wiederkehrender Problemlagen anzubieten. Aus diesem Kontext stammt auch die hier vorliegende, neu erschienene Handreichung. Sie richtet sich vor allem an

Seminar- und Workshopleiter*innen, die in der Antirassismuserbeit tätig sind und gibt Übungen mit Arbeitsblättern, Reflexionsaufgaben und andere Aktivitäten an die Hand, die auf jeweils 2 Stunden oder weniger angelegt sind. Idealerweise sollten sie als Kurs absolviert werden, denn sie schließen sinnhaft aneinander an. Das schließt aber nicht aus, dass nicht auch einzelne davon in ganz unterschiedlichen fachlichen und beruflichen Kontexten gewinnbringend genutzt werden können, um gezielt Herausforderungen vor

Ort zu reflektieren. Eine konzise Einleitung und regelmäßige sog. „Schlaglichter“ vertiefen jeweils in Forschung, Gesetzeslage oder auch konkrete Erfahrungsberichte. Man merkt den Unterlagen an, dass sie mit außeruniversitären Projektpartnern zusammen entwickelt worden sind und den ersten Praxistest bereits bestanden haben. Eine im besten Wortsinne handgreiflichen Handreichung. Auch Hochschulen können davon sehr profitieren. (HK)



Christoph Kühberger, Roland Bernhard, Christoph Bramann (Hg.), Das Geschichtsschulbuch. Lehren – Lernen – Forschen (Salzburger Beiträge zur Lehrer/innen/bildung 6), Münster: Waxmann, 2019. ISBN 9-783830-940722. 207 S.

Der Band dokumentiert die Abschlussstagung des Projekts CAOHT (Competence and Academic Orientation in History Textbooks), das

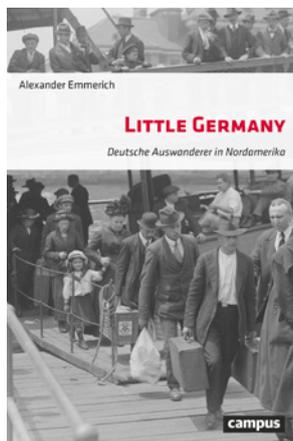
zwischen 2015 und 2019 vom Österreichischen Wissenschaftsfond gefördert wurde. Die allermeisten Projektergebnisse lassen sich aber ohne weiteres in bundesrepublikanische Kontexte übertragen, umso mehr die Beiträge dieses Bandes, an dem sich neben österreichischen auch deutsche Geschichtsdidakter*innen beteiligt haben. Von einer „Krise des Schulbuchs“, wie sie manchmal verlautbart wird, wollen die Autor*innen hier nicht sprechen. Aber dass die Schulbuchnutzung und die Schulbuchakzeptanz regelmäßig zu wünschen übrig lassen, das zeigt sich schon immer wieder.

Auch die von Kühberger und Kolleg*innen durchgeführte quantitative Untersuchung an österreichischen Schulen, die wesentlicher Teil des CAOHT-Projekts gewesen ist, zeigt deutliche Zusammenhänge zwischen der Schulbuchnutzung und Faktoren wie Dienstalter und Wochenstundenzahl der jeweiligen Lehrkraft sowie dem Besuch didaktischer Fortbildungen. Dass das freilich nicht automatisch ein Ausweis mangelnder Innovationskraft und abgeschlaffter Berufsroutinen

ist, zeigt Roland Bernhard mit seiner schultypenübergreifenden Studie konkreter Unterrichtsverläufe. Vielmehr bedürfe auch die gelungene Schulbucharbeit erst einer professionellen Souveränität, die außerdem sehr unterschiedlich ausgeprägt sein kann: Lehrerzentrierte Schulbuchlektüre und -besprechung hier, aufgabenzentrierte, größtenteils eigenständige Schulbucharbeit dort. Beides durchaus erfolgversprechende Methoden, die aber gänzlich andere Aktivität der Lehrkraft erforderten. Das ist überhaupt eine der wesentlichen Einsichten dieses Buches: Auch kompetente Schulbucharbeit will gelernt sein – und zwar vor allem von der Lehrkraft.

Das gilt auch medienübergreifend. Denn der Lehrkraft komme, das zeigen Waltraut Schreiber und ihre Mitautoren, auch bei digitalen Lehrmaterialien wie dem von ihnen besprochenen „mBook“ eine wesentliche Rolle bei der Herstellung förderlicher Lernkontexte zu. Nur weil's nun digital sei, funktioniere Schulbucharbeit nicht gleich automatisch besser. Das zeigt auch Holger Thünemann, der in einem übergreifenden Vergleich aktuelle gedruckte und digitale Schulbücher aus Nordrhein-Westfalen daraufhin überprüft, ob darin bisher „ungelöste didaktische Probleme“ (S. 83) auf neue Art adressiert werden – mit leider regelmäßig negativem Ergebnis. Dem kompetenten Umgang mit und der Weiterentwicklung von Geschichtsschulbüchern widmen sich auch die verbleibenden fünf Beiträge des Bandes, nämlich einerseits

dem Einsatz von Schrift- und Bildquellen (Wolfgang Buchberger; Heinrich Ammerer), andererseits der Ausdifferenzierung einer kompetenzorientierten Aufgabenkultur (Christian Heuer; Christoph Bramann; Nicola Brauch).



Alexander Emmerich, *Little Germany. Deutsche Auswanderer in Nordamerika*, Frankfurt/Main: Campus, 2019. ISBN: 978-3-593-51099-6. 268 S.

Die Rockefellers, die Trumps aus der Pfalz, Thomas Nast, Levi Strauss und H.J. Heinz, so lauten einige der erfolgreichen deutschen Auswandererfamilien, die ihr Glück

und ihren Erfolg in Nordamerika fanden. Und ihre Geschichte ist es, die von Alexander Emmerich in populärwissenschaftlicher Manier beschrieben wird. Chronologisch beschreibt der Autor, der sich bereits vielfach mit der amerikanischen Geschichte auseinandergesetzt hat, die Anfänge der Auswanderungswelle 1863 bis zum Abebben dieser ab 1893 und darüber hinaus. Viele Faktoren für die Emigration kommen uns auch heute noch bekannt vor: So sind Politik, Ökonomie und Religion als zentrale Elemente zu nennen und auf der Seite des Einwandererlandes ist die Angst vor der Überfremdung auch heute nicht unbekannt.

Emmerich stellt sich in seinem Werk dabei die Frage, wie die Integration der Deutschen in den USA verlief, aber auch wie diese die amerikanische Kultur in der Wechselwirkung beeinflussten. Es bildet sich dabei heraus, dass der Autor hauptsächlich die Geschichte der großen und bekannten Namen erzählt. Die Geschichten, die er durchaus sehr unterhaltsam und in anekdotischem Stil erzählt, wie etwa die Schilderung über Karl Mays Reisen durch Amerika, die ihn niemals durch den Wilden Westen führten und dennoch das Amerikabild von Generationen von Deutschen prägten, entbehren jedoch

Der anregende Band setzt nicht nur den Deckel auf ein weiteres Projekt, sondern gibt tatsächlich sehr handfeste Anregungen zur Schulbucharbeit sowie für die Weiterentwicklung von Geschichtsschulbüchern an die Hand. (HK)

einen Bezug zu der großen, „gesichtslosen“ Masse unbekannter Auswanderer und Auswanderinnen. Und selbst wenn er die Frage nach dem alltäglichen, kleinen Leben nicht zu stellen vergisst und die Heterogenität der ausgewanderten Menschen betont, so mangelt es an manchen Stellen an Tiefe. Auch die Geschichte der Auswanderinnen ist recht knapp erzählt, aber nicht durch etwaig fehlendes Quellenmaterial begründet. Lediglich eine einzig Bekannte findet in seinen Ausführungen Platz.

Little Germany bietet sicherlich hilfreiche Orientierung im weiten Feld der Literatur über Emigration, bleibt aber wohl ein Überblickswerk, ohne den Punkt der Akkulturation vollständig herauszuarbeiten oder zumindest explizit zu machen. Zwar werden Themen wie Arbeitswelten, Festkultur und politische Partizipation angeschnitten, aber oftmals eben auch wieder in exemplarischer Art anhand bekannter Persönlichkeiten und nicht aus dem alltäglichen Leben der durchschnittlichen Migrant*innen heraus.

Ein knapp ausfallendes Literaturverzeichnis, das gänzliche Verzicht auf einen Fußnotenapparat, das Entlanghangeln an den großen Namen... Hinweise für ein Werk, das eher für das breite Publikum als für das wissenschaftliche Fachpersonal geschrieben wurde. Dennoch ist Emmerichs *Little Germany* ein Werk, das zahlreiche Schlaglichter auf bekannte Persönlichkeiten und Ereignisse der Geschichte der Deutschen in Amerika wirft. Wer im launigen Stil in das Thema einsteigen möchte, der ist mit Emmerichs Ausführungen sicher gut beraten. Eine hoch wissenschaftliche Ausführung sollte jedoch nicht erwartet werden. (MS)